

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339276](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339276)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Die Illbetritschenjagd.

(Ein Stücklein aus der Straßburger Chronik.)

In seinem Epheserbriefe, Capitel 5, Vers 4, warnt der Apostel Paulus vor Narrentheidungen und ungeziemendem Scherz, die keinem Christenmenschen wohl anstehen, und doch kommen derselben Thorheiten und dumme Späße noch täglich unter uns vor und werden auf Kosten und zum Schaden gutmüthiger oder unerfahrener Leute gewissenlos getrieben. Manchmal jedoch gerathen solche lose und arglistige Spaszmacher an den unrechten Mann, und ihr schlechter Witz bringt sie selbst in die Klemme, oder, wie die Straßburger sagen, ins Pech, und es bewährt sich das Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, der fällt oft selbst hinein. Folgendes, durchaus wahres Geschichtchen, mag als Beleg dienen:

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wanderte der vierzehnjährige, muntere und ansehnliche Hänfel aus seinem heimatlichen Dorfe Enzheim, und trat in einer der in Straßburgs nächster Umgebung gelegenen Mühlen als Lehrling ein. Der Name der Mühle thut nichts zur Sache. Durch sein gefälliges und dienstfertiges Betragen mußte sich der aufgeweckte Hänfel bald das Wohlwollen seines Meisters und dessen Hausfrau zu gewinnen, die ihn gar freundlich „Wetterle“ nannten, weil er noch weitlos mit ihnen verwandt war, und ihn fast wie ihr eigenes Kind ansahen. Der Junge hatte es bald spitz, daß ihn der Meister mehr als seinen Schützling denn als Lehrburschen behandle, und kannte auch in der ersten Zeit schon seines Müllervetters kleine Liebhabereien, denen zu hoffren er sich bestrebe, um dadurch noch mehr in der Gunst zu steigen. Die sehr zahlreichen Mülhlenten, die im Hofe herumwatschelten, auf dem Mülhlbach lustig ihre Purzelbäume machten, oder die nahegelegene Matte durchstöberten, hatten ihre heimlichen Plätzchen zum Eierlegen. Eine der Liebhabereien nun des mackern Müllers war, diesen Eiernestern nachzuspüren, wobei der Hänfel ihm klug zur Hand ging und den Spürhund machte. Er kannte bald alle Verstecke des scheuen Federviehs im Grasgarten und auf der Wiese am Mülhlbach, und wenn der Müller zu ihm sagte: „Geh', Wetterle, such' Enteneiernerster“, so wußte das Würschchen gleich Bescheid und kam ungesäumt mit gefüllter

Schürze zurück, wofür er dann jedesmal einen Becher Wein erhielt, der ihm Kraft und guten Muth gab zu der oft so schweren Müllearbeit.

Mit dem Mülhlarzt, Schell benamset, stand der Hänfel nicht auf so freundschaftlichem Fuße; der war ein durchtriebener Schalk, und hatte seine größte Freude d'ran, wenn er den Lehrburschen einen bösen Streich spielen, sie zum Besten haben und foppen und ugen konnte. Am Hänfel versuchte der Spasßvogel gar oft seine Kunst und seinen Witz; allein der junge Enzheimer war nicht auf den Kopf gefallen und roch leicht Lunte. Gleich in den ersten Tagen der Lehrzeit gab der Schell dem Hänfel einen Krug in die Hand und sagte: „Spring 'mal 'nüber ins Haus und sag der Meisterin, sie soll dir den Krug mit Wein füllen zum Morgentrunk.“ Der Junge wurde stutzig ob des sonderbaren Auftrags; doch, da er dem Mülhlarzt, als seinem Obern, Gehorsam schuldig zu sein glaubte, schlüpfte er vorsichtig mit dem Krug über den Hof, der Küche zu, woselbst er die Müllerin zu finden hoffte. Richtig! die mackere Meisterin, eine Hausfrau im ganzen Sinne des Wortes, wie sie heutzutage immer feltener werden, hantirte da nach Herzenslust. Den Krug scheu und verschämt hinter sich haltend und höflich das mehlbestäubte Käppchen lüpfend, tritt der Hänfel zur Müllerin und bietet ihr einen guten Morgen.

„Schön' Dank, Wetterle“, lächelt die Müllerin; „was führt dich zu uns in die Küche?“

„Ei, der Mülhlarzt, der Schell, hat mich hergeschickt, um Wein zu holen im Wasserkrug“, antwortete verlegen der Hänfel.

„So, so!“ meint die Müllersfrau; „na, ich seh schon, der alte Spizkrämer kann seine dummen Pöffen nicht lassen. Da, Wetterle, dieser Becher Wein hier ist für dich; trink ihn gleich, und dann füllst du den Krug am Brunnen mit Schöpfsechziger, bringst's dem Schell und sagst, das schickt ihm die Meisterin. Ich will ihm seine Späße vertreiben.“

Mit einem „auf Eure Gesundheit, Frau Meisterin!“ leerte Hänfel den dargereichten zinnernen Becher, und eilte dann schnellfüßig zum Brunnen, draus der Backelsleinreß klar hervorsprudelte.

Was der pfiffige Mülhlarzt für ein Gesicht schnitt, als er sich dergestalt angeführt und über-

tölpelt sah, kann man sich leicht denken; doch verbarg er seinen Aerger und Ingrimm. Wart nur, dummer Bauernjunge, dachte er, du gehst mir doch noch einmal in die Falle.

Der Winter kam herbei, und dazu mit grim-miger Kälte. Da sagt eines Morgens der Mühl-arzt zum Hänfel: „Wie wär's, Wetterle, wenn wir heute Nachmittag einen Sack voll Illbetrit-schen fingen? Da bekämen wir einen prächtigen Abendschmaus. In einem Stündchen ist's ge-schehen, und so viel Zeit finden wir schon für den Illbetritschensfang. Gehst du mit?“

„Warum nicht? 's ist mir ganz recht“; ant-wortete leichthin der Hänfel, denkt aber, der Schell soll mich nicht dran kriegen.

„Ausgemacht also“, sagt der Mühlarzt mit verstelltem Ernste. „Du postirst dich unter die Brücke mit dem offenen Sacke; ich gehe weiter am Bach hinauf und jage dir die fetten Illbetrit-schen zu. Wirst sehen, was das für einen Fur abfehen wird; es ist zum Todlachen!“

„Ja so, noch eins!“ meint schelmisch lächelnd der Hänfel, „bezahlt Ihr auch ein Paar Schop-pen zum Schmause?“

„Ich gebe dir mein Wort drauf!“ behauptet der Mühlarzt, ohne Hänfels Spott zu merken.

Und die Illbetritschenjagd wird auf den Nach-mittag ins Geheim beschlossen. Jeder hatte so seine eigenen Gedanken. Der Schell dachte, den dummen Jungen will ich aber einmal recht durch-frieren lassen unter der zugigen Brücke; und der Hänfel sagte bei sich selbst: Wart nur, Alter, diesmal soll dir deine Schelmerei nicht so glatt und leer ablaufen; du wirst tüchtig gerupft werden!

Die Zeit zum Jagdausflug rückte herbei. Ab-sichtlich nahm der Hänfel einen neuen Sack, der einem Straßburger Bäcker angehörte, welcher seine Frucht auf der Mühle mahlen ließ, und auch einen hölzernen Ring dazu, damit der Sack hübsch offen bleibe und das seltene Wildpret be-quemer hineinschlüpfen könne. Der Mühlarzt bewaffnete sich mit einer langen Stange zum Aufjagen der Illbetritschen, und fort ging's, zur Mühle hinaus, der nahegelegenen Brücke zu.

„Jetzt, Hänfel, gut aufgepaßt, und nicht vom Fleck gewichen!“ kommandirt der Schell; „das Vockspiel soll gleich anfangen. Ich schleiche nun am Bach hinauf und jage dir die Illbetrit-schen herunter in den Sack.“

„Ja, ja, schon gut; macht nur, daß Ihr fort-kommt! Ich werde schon aufpassen und keine einzige Illbetritsch verfehlen“, sagt der Hänfel ganz unbefangen; „Ihr sollt Freude an mir ha-

ben und werdet Eure Wunder sehen, was ich für ein Bürschchen bin.“

„Laß dir aber die Zeit nicht gleich lang wer-den“, ermahnt der Schell; „du mußt vielleicht eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde warten, bis das Teufelsvieh herabgeschwommen kommt, denn die Illbetritschen sind manchmal so störrig wie Maulesel. Hab' nur Geduld und weiche durchaus nicht vom Posten!“

„Sorget nicht! Mein' Sach' soll recht ge-macht werden!“ versichert der Junge; „schafft jetzt nur, daß der Spaß losgehe.“

„Noch Eins“, sagt der Schell, „wenn der Sack voll ist, so bindest du ihn fest zu und trägst ihn in die Mühle, wenn ich auch noch nicht zu-rückgekommen bin.“

„Ja doch, schon gut!“ lacht der Hänfel; „macht nur, daß recht große Kerls herabschwim-men.“

Und der Junge postirt sich jetzt, scheinbar mit vielem Eifer, unter die Brücke, während der Mühlarzt, heimlich über den dummen Hänfel lachend, mit seiner Stange am halb zugefrorenen Bach hinaufschreitet. Raum aber ist er an einer Krümmung dem Lehrling aus den Augen gekom-men, wie er meint, so kehrt er auf einem Neben-pfad zurück in die Mühle und reibt sich lachend und zufrieden die falten Hände. Diesmal, meint er, ist ihm der Hänfel in die listig gestellte Falle gegangen.

Ein bekanntes französisches Sprichwort sagt: Rira bien, qui rira le dernier, was zu deutsch heißt: Der zuletzt lacht, lacht am besten. Und so sollte es auch hier kommen. Nachdem der Hänfel unter der Brücke Posto gefaßt hatte, ließ er, statt den neuen Sack in's Wasser zu halten, den Mühlarzt nicht aus den Augen, weil er sei-nen Kniff wohl merkte, und als er ihn verstoßen heimkehren sah, macht auch er sich aus dem Staub und wanderte haidebritsch, eins, zwei, drei, hesh m'r ne g' sehn! in das der Mühle ge-genüber liegende Wirthshaus.

Mit dem Gruße: „Guten Abend, Frau Wir-thin; bei Euch ist's besser als draußen!“ tritt er in die warme Stube.

„Ei, sieh da, der Hänfel!“ verwundert sich die Wirthin hinter dem großen Kachelofen; „was führt denn dich noch bei dieser grimmigen Kälte, herüber?“

Offenherzig erzählt der Lehrling das Vorge-fallene.

„Der alte Schell kann doch nicht von seinen Schelmereien lassen!“ meint die Wirthin; „ich

würd's ihm von Herzen gönnen, wenn er einmal dafür recht gewiszig würde!"

„Zhr könntet mir dazu verhelfen“, sagt etwas zögernd und scheu der Hånsel; „wir wollen ihm eine Lektion geben.“

„Da bin ich dabei!“ eifert die Wirthin, „denn des Schells Narrentheidinge müssen einmal gestraft werden. Armer Junge, du wårst ja gewis erfroren unter der Brücke; es läuft mir ganz kalt den Buckel hinauf, wenn ich nur daran denke. Der Schelm hat auch mir schon derlei Streiche gespielt; die vergeß ich ihm nicht! Nun, laß hören, was du im Schilde führst. Wie gesagt, ich bin dabei!“

„So hört denn, Frau Wirthin, was ich vorgehabt“, sagt lustig der Hånsel; „Zhr bratet mir zwei Schweineine Kuttlett; diese fetten Rippenstückchen sollen meine Ilbetritschen sein! Einen guten, auch zwei Schoppen Wein hat mir der Schell auf sein Wort versprochen; da muß er nun die ganze Zeche bezahlen, oder Zhr gebt ihm den neuen Sack da nicht heraus, welchen er best in Stich lassen kann, weil er einem unsrer besten Kunden aus der Stadt angehört. Ich laß Euch den Sack im Versatz. Will nur sehen, wie sich der Mülhlarzt verdrießlich hinter den Ohren fragen wird, wenn er blechen muß. Das wird ihm über's Bohnenlied gehen!“

„Hånsel, du bist aber ein Taufendbürschchen, ein Goldjunge!“ lobt die Wirthin, „und sollst Alles haben, was du forderst; verfehlt's sich, auf Schells Rechnung. Was wird der donnerwettern, wenn ich ihm die Zeche mache!“

Und die Rippenstückchen wurden schnell gebraten, aufgetragen und ein Schoppen Wein dazu gestellt, dem mehr wollte der Hånsel doch nicht trinken. Die Wirthin freute sich über des Jungen tüchtigen und gefunden Appetit, und sah schon im Geiste das lange und saure Gesicht des bezahlenden Mülhlarztes.

Der Hånsel hatte sich's trefflich munden lassen, sagte der gefälligen Wirthin schönen Dank für die kostbare Mahlzeit und ging nun, den Sackring in der Hand, hinüber in die Mühle.

„Bist aber lang unter der Brücke geblieben!“ rief der Schell ihm zu; „hast wohl nicht fertig werden können mit dem vielen Gethier? Sind die Ilbetritschen alle in den Sack gegangen, du Ilbetritsch, du?“

„Das will ich meinen!“ lachte der pffiffige Hånsel; „weil Zhr aber so lange nicht zurückgekommen seid, so bin ich halt allein 'über in's Wirthshaus gegangen, hab das Wildpret braten lassen und auch allein gegessen und einen Schop-

pen dazu getrunken. Etwas ist noch übrig geblieben für Euch; die Wirthin wird's Euch vorsetzen, sobald Zhr hinüber kommt. Wahrhaftig, die Ilbetritschen schmeckten herrlich!“

„Bist du gepickt, Hånsel!“ ruft der Mülhlarzt und traut kaum seinen Ohren; „was soll das heißen? Wo hast du denn den Sack gelassen?“

„Je nu, der ist drüben im Wirthshaus geblieben“, sagt der Hånsel, und hängt den Ring ruhig an seinen Nagel. „Wenn Zhr ihn wieder haben wollt“, setzt er schelmisch lächelnd hinzu, „so müßt Zhr zuerst meine Zeche bezahlen bei der Wirthin. Zhr seht, der Hånsel ist doch nicht so dumm, wie Zhr meint!“

Und dabei blieb's. Uebel oder wohl, mußte der Mülhlarzt seinen Geldbeutel herausziehen, und ließ sürder den Hånsel ungeschoren. Der lebt heute noch, draussen in der Seellessgasse zu Straßburg, und die Ilbetritschenjagd bleibt ihm immer frisch im Gedächtniß. (Freundeögabe.)

#### Aus dem Silberbuch.

Dem muntern, dreijährigen Fritzgel hatte seine Mutter ein hübsches Silberbuch zum Christkindel gekauft, und der Vater, wenn ihm einige freie Augenblicke zu Gebote standen, erklärte seinem lieben Söhnlein den Sinn der verschiedenen Bilder, unter denen eines war, das dem Kleinen ganz besonders gut gefiel und seine junge Einbildungskraft sehr beschäftigte. Da saß der alte Kaiser Napoleon trüb und traurig auf einer Felsbank der Insel Sankt-Helena, rings vom öden, weiten Meer umschlossen; neben ihm lag sein Fernrohr, durch das er bisweilen hinauspähete in die unendliche Ferne. Das müde Haupt des Helben, vor dem einft die halbe Welt gezittert, ruhte auf der süßenden Hand.

Wenn sie beim Durchblättern des Buchs an dieses Bild kamen, hatte der Vater dem Fritzgel jedesmal erzählt, wie der Kaiser Napoleon von seinen vielen und mächtigen Feinden besiegt und gefangen genommen worden; wie sie ihn dann fortgeführt aus seinem Lande, weit, weit weg auf eine gar einsame und traurige Insel mitten im großen Weltmeer, und wie er nun da sein Leben beschließen mußte als armer Gefangener, fern von Allen die er lieb hatte, fern von seinem einzigen Söhnlein. Da sitzt er jetzt traurig hier auf dem Felsen und denkt an sein geliebtes Frankreich, an seinen jungen Napoleon, den ehe-

maligen König von Rom, und an alle seine Freunde, und darum ist er denn so trübe und düster gestimmt und seufzt tief auf aus schwerbelkommener Brust.

Eines Tags, nach dem Mittagessen, saß der Vater noch mit einem Buch am Tische; die Mutter, als fleißige Hausfrau, räumte bereits in der Küche auf, und der Frixel thronte neben seinem Bettlein auf einem gewissen Topfe, der unentbehrlich ist für kleine Kinder. Der Vater, ziemlich ins Lesen vertieft, hörte den Kleinen einige Male laut aufseufzen, ohne groß darauf zu achten; doch das Seufzen wird immer lauter, also daß er endlich aufschaut. Da sitzt halt sein Frixel, das liebe, blonde Köpfschen auf's Händchen gestützt, und seufzt und seufzt, ohne sich stören zu lassen.

„Ei, Frixel, was hast du denn, daß du so klagst?“ fragt der Vater; und das Knäblein gab die traurige Antwort: „I siß uff'm Tische!“

#### Schlecht aufgenommene Höflichkeit.

Der gute Fockel, ein braver und fleißiger Tagelöhner, hatte sich, so weit er zurückdenken konnte, nie anders benamen hören als Fockel, und hielt etwas auf diesen seinen Namen. Da trat einmal ein frischer Knecht in Dienst auf den Bauernhof, in welchem der Fockel gewöhnlich tagelohnte. Dieser Knecht, aus Respekt vor dem alten Mann, titulte ihn Schackob. Da kam der höfliche Bursch aber schön an, denn der gute Fockel erboste sich gewaltig darüber, und meinte er wolle ihn uken und ihm einen Uebernamen geben. „Ich heiße Fockel,“ sagte er in vollem Eifer, „und verbitte mir durchaus den Spottnamen Schackob! Daß Ihr's nur wißt!“

#### Der taube Neekr.

In einer kleinen Kantonstadt — den Namen hat der Bote nicht erfahren können — war Neekruten-Visitation in einem der mit steinernen Platten belegten Säle des Gemeindehauses. Auch zwei Gensdarmen waren dabei, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, denn man weiß, daß es manchmal gar bunt und toll hergeht bei dieser Gelegenheit, trotz ihres Ernstes und ihres wichtigen Einflusses auf die Lebensverhältnisse der jungen Leute. Jetzt kam die Reihe an einen großen starken Burschen, der ein Papier in der Hand hielt, auf welchem geschrieben stand: Ich

bin stocktaub. Er geberdete sich auch wie ein Lauber, blieb auf alle Fragen die Antwort schuldbig, wenn man ihm noch so laut in die Ohren schrie, und sein angewandtes Mittel wollte fruchten.

Er sollte vorderhand als untauglich zum Soldatendienst entlassen werden, und wollte eben zum Saale hinausgehen, als einer der Gensdarmen, welcher dem Burschen nicht recht traute, ihm auf dem Fuße folgte und plötzlich ein silbernes Fünffrankenstück auf den geplatteten Boden fallen ließ. Bei diesem hellen Klange drehte der sich taub Stellende rasch herum und schaute nach dem verrätherischen Geldstück. Jetzt war seine List entdeckt, und trotz seines Sträubens und Protestirens, wurde er, übel oder wohl, den Vaterlandsvortbeidigern zugehüllt, und hat nachher auch das Kommando ganz gut verstanden.

#### Das Weinkrügelein.

In der Wohnstube eines unsrer alten und rechtlichen Straßburger Ackergärtner saß die ganze Familie, sammt Knechten und Mägden, beim Nachessen zur Winterzeit. In der Mitte des festen Tisches von Nußbaumholz, mit den gedrehten, blankgewichsten Stollen, stand eine große Schüssel mit Griesbrei, und nebenan das weiße Krügelein mit Hausberger Nebenast angefüllt. Raum waren die Köffel in Thätigkeit gesetzt worden, da herrschte plötzlich ägyptische Finsterniß in der Stube, weil die noch unerfahrene Tochter des Hauses sich etwas ungeschickt benommen beim Lichtputzen. Die Magd nahm den Lichtstock und ging zum Anzünden hinaus in die Küche, denn der große Rachelosen wurde von Außen geheißt. Hans, der Knechte einer, der immer eine durstige Leber hatte, langte im Finstern schnell nach dem Weinkrügelein, trank ein paar tüchtige Schlücke und stellte es dann still wieder an seinen Platz, wie er meinte. Als aber die Magd mit dem brennenden Lichte wieder hereinkam, war Jedermann, sogar auch der Hans, hoch verwundert, das Weinkrügelein mitten im Griesbrei paradiren zu sehen; es war doch unmöglich von selbst hineingewandert, aber in der Eile und im Finstern hatte der durstige Hans die gehörige Richtung verfehlt.

#### Doppelsinnige Grabchrift.

Auf dem Kirchhofe zu Wingen, drunten am Rhein, hat ein trostloser Wittwer auf das Grab-

mal seiner Frau folgenden Vers schreiben lassen, der einen ganz andern Sinn erhält, wenn man das erste Wort jeder Zeile nacheinander abliest:

Wohl auch die stille Händlichkeit  
Ist eines Denkmals werth;  
Ihr hab ich dieses hier geweiht!  
Und, wer die Tugend ehrt  
Auch in dem schlichten Hausgewand,  
Mir ist er, meinem Schmerz verwandt!

### Die Oberländer Wellen.

Am Straßburger Wasserzoll hatte ein Oberländer Schiffmann seine Wellen ausgeladen, und saß nun ruhig in dem spitzgeschnabelten Nachen vor seinem kräftigen Mittagessen, verlor aber den Mann nicht aus den Augen, der scheu und heimlich um den Wellenhaufen herumstrich, als hätte er nichts Gutes im Sinne. Wirklich nahm der Verdächtige nun ganz still, da er sich un beobachtet glaubte, einen ganzen Arm voll Wellen, so viel er umfassen konnte, und wollte sich damit, mir nichts, dir nichts, aus dem Staube machen.

„He da, guter Freund!“ ruft der Schiffmann, „nur stät! nur stät! was habt Ihr mit meinen Wellen zu schaffen? Sie sind schon alle gezählt! Wollt Ihr gepäckelt werden?“

„Ei ze schlaa!“ meint der Wellenliebhaber ganz ärgerlich, ohne seine Fassung im Geringsten zu verlieren, „Ihr hättet wohl Euer Maul halten können; denn wenn man unbeschrien ein Paar Wellen bekommen kann, so ist's ein Mittel gegen's Frieren, und das quält mich eben. Jetzt, da Ihr in der Dummheit gerufen habt, werd' ich's wieder nicht los! Eure Wellen mag ich nun gar nicht mehr und Ihr könnt sie behalten für den Macherlohn! Adjes!“

### Noth und Hülfe.

(Freundesgabe.)

(Mit einer Abbildung, wozu die Zeichnung vom Erzähler geliefert worden.)

Wenn die Noth am Größten,  
Ist die Hül' am Nächsten!

Wir saßen am warmen Ofen, denn draußen peitschte der Wind den Regen an die Fenster und heulte gar heftig und stürmisch die Gassen entlang und den Schornstein herab, daß das Feuer manchmal dem Erlöschen nahe war. Unser Va-

ter hatte, seit einer Stunde, sein Tagewerk beendet; und uns berichtet, daß er einen alten Freund, der ihm einst das Leben gerettet, ange troffen habe. Die Umstände dieser Begebenheit will ich ihn nun selbst erzählen lassen; sie wird dadurch im Geringsten nichts verlieren.

Im Jahre 1829, so fing unser Vater seine Erzählung an, arbeitete ich als Handwerksbursche in einem kleinen Städtchen Italiens, das am Fuße der Alpen liegt. Es war just in der stillen Charwoche, und einer meiner Freunde hatte mich zum Oftermontag nach der nächstgelegenen Stadt eingeladen, um von dort mit ihm nach Mailand zu reisen und den südlichen Theil Italiens kennen zu lernen, das heißt, da und dort, wo's uns gefallen hätte, angebotene Arbeit zu nehmen, einige Zeit zu verweilen und dann wieder weiter zu ziehen. Reisegeld hatte ich noch, denn meine Eltern sandten mir regelmäßig einen monatlichen Gehalt, daher mir mein Handwerk in dieser Gegend nur dazu diente, die Zeit nicht unnütz zu verschwenden.

Am Ostersamstag nahm ich Abschied von meinem Meister und lenkte in der Morgenfrühe meine Schritte wohlgemuth der bezeichneten Stadt zu, von meinem früheren Aufenthalt ungefähr elf Stunden entfernt.

Der Weg war gut, und erst gegen zehn Uhr ließen die heißen Sonnenstrahlen sich fühlen; mein Felleisen dünkte mir das Doppelte von seinem Gewichte zu haben. Vor einer Stunde hatte ich mich in einem Dörfchen mit einem Trunke gelabt, und jetzt zog sich die Straße durch einen Wald. Niemand mehr war mir begegnet auf dem öden und einsamen Wege, der nach und nach schlechter wurde.

Es mag vier Uhr gewesen sein, als ich an eine kleine Bauernhütte kam, die wie verloren da stand in dem stillen Walde, und in der ich um einen Trunk Milch oder Wasser bat; Brod hatte ich bei mir, und das war gut, denn die Bewohner der Hütte waren blutarm, wie die meisten Bauern im nördlichen Italien.

Das Mädchen, welches ich allein in dieser Hütte traf, fragte mich, wohin meine Reise ginge, und als sie hörte, daß ich nach der nächsten Stadt wollte, bat sie mich inständig solches zu unterlassen, weil, wie sie sagte, der Weg unsicher wäre und man, im Laufe der letzten Woche erst, einen Reisenden erwürgt auf der Straße gefunden hätte. Ihr Vater und ihr Bruder, setzte sie hinzu, wären auch in der Stadt und würden gegen Abend den nämlichen Weg zurückkommen.

Als ich ihr fest erklärte, daß ich gesonnen sei

heute noch die Stadt zu erreichen, suchte sie mich durch die Versicherung festzuhalten, daß selbigen Abend der Postwagen vor ihrer Wohnung unfehlbar vorüberfahren würde, mit dem ich dann leichter und sicherer an's Reiseziel gelangen könnte. Doch alles dieß machte keinen Eindruck auf mich, denn ich befürchtete mehr in dieser elenden Hütte, als auf offener Straße; wer weiß, dachte ich, ob du dich nicht eben jetzt in einer Räuberhöhle befindest!

Ich nahm daher Abschied in allem Ernste, und die italienische Jungfrau entließ mich mit folgenden Worten: „Nun, so ziehet glücklich Euern Weg, die heilige Madonna möge Euch behüten und beschützen! Doch besser hättet Ihr daran gethan, das Geleite meines Vaters abzuwarten, den Ihr mit einem kleinen Trinkgeld dafür entschädigt hättet.“

Statt aller Antwort, zeigte ich ihr einen Dolch, der, seit jenem Tage, mich niemals mehr auf meiner Reise verlassen hat, dann wanderte ich rüstig weiter. Immer glühender brannte die Sonne hernieder, doch fielen ihre Strahlen mir nicht mehr ins Angesicht und mein Schatten zog sich verlängert vor mir her.

Von der Hütte an ging der Weg bereits eine Stunde lang bergab; er war frei, ohne Bäume; nur Gesträuch wuchs links und rechts, dann nahm mich ein lichter Fichtenwald in seine süßlen Räume auf.

Bald nachher sah ich einen Menschen von Weitem mir entgegen kommen; plötzlich blieb er stehen und verschwand dann im niederen Gebüsch, das längs des Weges sich hinzog. Dieses machte mich aufmerksam und nachdenklich. Weiter noch, ganz fern, erblickte ich wohl einen weißen Punkt, gleich einem Hause; allein jedenfalls mußte ich doch zuerst an dem Platze vorbei, wo die verdächtige Gestalt mir erschienen war.

Hätte ich mich nicht geschämt, so wäre ich schnurstracks in die vorhin verlassene Hütte zurückgekehrt, denn des Mädchens warnende Worte und der erwürgte Reisende wollten mir durchaus nicht aus dem Sinne weichen. Ich faßte jedoch Muth, und als ich mich überzeugt hatte, daß mein Dolch nicht allzufest in der Scheide stecke, sagte ich mir, daß, wenn auch ein Räuber mich anfele, ich doch, mit Gottes Hülfe, wohl im Stande wäre, ihm zu widerstehen. So schritt ich denn weiter und blieb bedachtsam auf meiner Hut.

Um mich, falls eines Angriffs, zu erleichtern, hatte ich den einen Tragriemen meines Felleisens, der nur in einer Hand hielt, in die Hand

genommen. Bald darauf kam ich an die Stelle, wo mir die verdächtige Gestalt erschienen war, und glaubte schon, ungestört meinen Weg fortsetzen zu können, als ich plötzlich, neben dem meinigen, einen langen Schatten gewahrte, und noch ehe ich Zeit hatte zu sehen, wem er angehörte, fiel eine schwere Last auf mein Felleisen, dessen Tragriemen ich fahren ließ, und der Bandit — denn es war einer — rollte mit ihm zu Boden. Im nämlichen Augenblick aber berührte schon mein scharfer Dolch seine Kehle, doch hätte ich ihm vielleicht das Leben geschenkt, ohne das plötzliche Geräusch im nahen Gebüsch, das mich stutzen machte. Blitzschnell stieß ich das Dolchmesser meinem unter mir liegenden Gegner in die Brust, und richtete mich dann rasch empor um der neuen Gefahr muthig die Stirne zu bieten.

Aber, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich euch zuerst sagen wie's kam, daß der Bandit so leicht sich bemeistern ließ.

Als er mich nämlich rückwärts am Felleisen mit aller Gewalt anpackte, glaubte er vermuthlich mich unversehens zu Boden reißen zu können, um mir den Garauß zu machen; jedoch, da ich den Riemen schnell losgelassen, hatte er nicht den Widerstand gefunden, den er vermuthet, war daher hinter sich gestürzt und hatte sich im Fallen am Beine verwundet, was ich später erst bemerkte. Seinen Angriff von hinten, kann ich nur der Feigheit zuschreiben, und weil ihm keine Feuerwaffe zu Gebote standen.

Nun höret weiter, meine Lieben.

Also, ich hatte mich schnell emporgerichtet, eines neuen Anfalls gewärtig, und richtig, aus dem Gebüsch kam ein zweiter Räuber drohend auf mich zu. Unersehroffen gab ich ihm zu verstehen, daß es ihm wohl nicht besser ergehen könnte als seinem Kameraden, und rief ihm zu, so barsch und laut mir's möglich war, mich ruhig und ungestört meines Weges ziehen zu lassen. Innerlich aber, aus tiefster Seele, betete ich zu Gott um Hülfe und Beistand. Gleich einem grimmigem Tiger stürzte der Räuber auf mich los, mit einem langen Messer bewaffnet.

Ich vertheidigte mich so gut ich konnte und wechselte mehrere Stiche mit meinem Gegner, die jedoch keinen großen Erfolg hatten. Jetzt aber wurde ich zu meinem Unglück an der Hand verwundet und der Dolch entfiel mir. Mein Reifstoc leistete mir nur geringe Wehr; ich konnte mich seiner nicht mehr bedienen, denn mein wüthender Gegner hatte mich mit starken Armen um den Leib gefaßt, und nun begann



Noth und Hülfe.

ein verzweifeltes Ringen, welches durch das Unterliegen des einen oder des anderen endigen mußte.

Des Räubers langes Messer hatte ich, indem ich seine Hand, mit aller Kraft welche die Verzweiflung gibt, fest hielt, für den Augenblick unschädlich gemacht; es entfiel ihm, und im gewaltigen Ringen mochten wir uns schon, während einiger Minuten, gegenseitig erschöpft haben, als ein heftiger Schmerz am Bein mich schwanken machte. Der erste Bandit, den ich unschädlich wähnte, war wieder zu sich gekommen, hatte das Messer seines Kameraden, indem er zu uns herankroch, erfaßt und mir einen tiefen Stich ins Bein damit gegeben. Nun war's mir unmöglich mich länger aufrecht zu erhalten; ich schwankte, stürzte zu Boden und alle Hoffnung zur Rettung war für mich entschwunden!

Da fiel ein Schuß ganz in der Nähe; mein zweiter Gegner, dessen Knie mir die Brust zusammendrückte, und der mich zu erdroffeln suchte, schwankte, sank neben mir nieder zur Erde, und gleich darauf eilte ein fremder Mann herbei und richtete mich sorgsam und barmherzig auf. Gott sei Dank, ich war errettet aus großer Gefahr!

Der in Todesnoth vom lieben und treuen Gott mir zugesandte Retter war ein Juwelenhändler, der im Lande herumreiste und auf Messen und Jahrmärkten seine kostbaren Waaren feilbot. Das weiße, leinene Verdeck seines Wagens, das mir vorhin von fern in die Augen gefallen, hatte ich für ein Haus angesehen, und wahrlich, es ist mir auch zum rettenden und schützenden Hause geworden!

Mein Befreier aus Räubergewalt sagte mir, als ich mich in etwas erholt und gefaßt hatte, daß er unser Ringen und Kämpfen gleich anfangs aus der Ferne bemerkt, daß er aber seiner Flinte sich erst bedienen wollte; als er, näher herbeigekommen, den Räuber erkannt habe, der auch ihn schon einmal in diesem Walde überfallen. Sein glücklicher Schuß freute ihn nun doppelt, denn ich war gerettet und die Banditen sollten zu verdienter Strafe gezogen werden.

Meine Wunden waren zum Glück nur unbedeutend, und über der Freude wunderbarer Errettung fühlte ich sie kaum. In seiner Gutmüthigkeit und Nächstenliebe, entschloß sich der Juwelenhändler nach der verlassenen Stadt zurückzukehren; die beiden Räuber wurden geknebelt und auf den Wagen gelegt; ihre Wunden gefatteten ihnen nicht großen Widerstand zu leisten. So fuhrn wir denn mit unseren Gefan-

genen nach der Stadt und überlieferten sie der Justiz. Welcher Urtheilspruch über sie gefällt wurde, hab' ich bis heute noch nicht erfahren.

Voll innigster Dankbarkeit verabschiedete ich mich von dem menschenfreundlichen Juwelenhändler, dem ich, als ich später in Hamburg arbeitete, und woselbst er die Messe besuchte, ganz unverhofft begegnete. Heute nun ist mir dieses Glück auch hier in der Vaterstadt zu Theil geworden; wir haben einander gleich wieder erkannt, und morgen, meine Lieben, wird der Lebensretter eures Gatten und Vaters unser Mittagsgast sein; da könnt ihr ihm dann euern herzlichsten Dank für seine edle That bezeigen!

Schließlich wiederhole ich euch, meine Lieben Kinder, was ich euch so oftmals schon gesagt: Wenn die Noth am Größten, ist die Hülfe am Nächsten! Die soeben erzählte Geschichte aus meinen Jünglingsjahren ist einer der tausend und aber tausend Beweise dazu. Setzt nur immer, in allen Umständen eures Lebens, euer Vertrauen auf Gott, und vergeßet nie den schönen Psalmspruch: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn: Er wird es wohl machen.

Also schloß unser lieber Vater seine Erzählung, und am nächsten Tage hatten wir das herzliche Vergnügen und die stille Freude, seinen Lebensretter als unsern Mittagsgast zu begrüßen, der Allerlei noch zu erzählen wußte von seinen weiten Reisen.

### Der Tannenbaum.

(Etwas für die lieben Kinder.)

Am dritten Tage der Schöpfung sprach der allmächtige Gott: Es lasse die Erde aufgeben Gras und Kraut, das sich bejame; und fruchtbare Bäume, da ein Jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und habe seinen eigenen Samen bei sich selbst auf Erden! Und es geschah also. (1 Mose 1, 11.)

Und der liebe Gott hing jedem Baume gar schöne Sachen an die Aeste und Zweige: dem Apfelbaume rothwangige Äpfel, dem Kirschbaume süße, glänzende Kirschen, dem Nußbaume Nüsse mit harter Schale zum Aufknacken, und drinn versteckt den weißen, schmackhaften Kern. Sogar dem Stachelbeerstrauch steckte er hinter die langen, spizen Dornen eine saftige Frucht! Nur der hohe, schlanke Tannenbaum bekam trockene, hölzerige Zapfen, statt lieblicher Früchte. Und die Menschen erstreuten

und erlabten sich an den köstlichen Aepfeln und Birnen, Kirschen und Pflaumen und Pfirsichen, Nüssen und Stacheln und Johannisbeeren, die aus den schönen grünen Blättern hervorguckten, priesen und rühmten darob die Bäume, pfl egten ihrer und pflanzten sie zu Nutz und Schmuck um ihre Häuser herum. Hierüber wurden die Bäume ganz stolz, rauschten übermüthig mit ihrem hellgrünen Laube und rühmten sich gegen den armen Tannenbaum, von dem Niemand viel Aufsehens machte, und nichts von ihm wissen wollte.

Nun aber wäre der vergessene Tannenbaum auch gar zu gerne den Menschen nahe gewesen und hätte ihnen mit Freuden etwas geschenkt, aber sein dunkles, blätterloses Kleid gefiel ihnen nicht, und er mußte nur spöttische Worte hören wegen seiner ungenießbaren Zapfen, die bloß zum Verbrennen gut waren. Das that dem armen Baume gar wehe; still und traurig ging er in die Wildniß hinaus, weit weg von den spottenden Menschen, und weinte, daß er nichts zu geben hatte; allein er murte nicht, er beklagte sich nicht. Der liebe Gott, dessen Auge hell in das Verborgenste sieht, trat da zum Tannenbaum und fragte, was ihm fehle? Und als er's vernahm und die Reden der andern Bäume hörte, sprach er zu dem Traurigen: Früchte habe ich keine mehr für dich, doch warte nur in Geduld!

Und als der strenge Winter in's Land hereinbrach, fiel nicht bloß die Frucht, sondern auch all das schöne, frische Laub von den Aepfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen und Nußbäumen, und kahl und traurig standen sie da; der Tannenbaum aber der behielt sein dunkelgrünes Nadellaub. Darüber ward er jedoch nicht stolz, sondern es dauerten ihn die andern armen Bäume, denen die Winterkälte scharf zusetzte.

Und als nach vielen, vielen Jahren der liebe Gott das Christkindlein in die Welt sandte, mitten im Winter, da gab er ihm ein Tannenbäumchen mit und steckte viele glänzende Lichtlein daran und hing in seine Zweige viel Süßigkeiten und Spielzeug, als Christgeschenk für die guten und frommen Kinder, die darob laut aufjubelten voll Lust und Freude!

So ist's denn gekommen, daß mitten in Schnee und Eis, wenn sonst die anderen Bäume sämmtlich dürr und kahl dastehen, die Tannenbäume die einzigen sind, die freundlich prangen in immerwährendem Grün, und in der fröhlichen Weihnachtszeit, mit ihren flimmern- den Lichtlein und süßen Gaben aller Art, die

liebsten und angenehmsten Bäume geworden sind für die harmlose Kinderwelt.

### Frühes Scheiden.

Verseße dich, lieber Leser, mit dem Boten in Gedanken in eines unsrer freundlichen, regbelebten und gewerbfleißigen Thäler der heimatlichen Vogesen, durch welches, tief hinten aus dem Hochgebirge kommend, ein eilender Bach munter dahinflätschert über Felsgestein, an dessen blumigen Ufern schattige Birken und Erlen grünen, und klingende Heerden am Bergeshang ihre duftende Nahrung suchen. Hienieden aber ist nichts vollkommen! Trotz der herrlichen, großartigen Schönheit der Thalgegend und der frischen, reinen und gesunden Bergluft, kehren doch auch Krankheit und Tod ein in den Wohnungen der Thalbewohner, ohne Rücksicht auf Alter und Stand und Körperstärke. Wir treten still und gesammelt in eines der Häuser des Thales, freundlich und einladend anzuschauen, in welchem gestern, es war Sonntag, der unererbittliche Tod seinen Einzug gehalten, und ein liebes, hoffnungsvolles Knäblein, das vor wenigen Tagen noch gesund und munter und sorglos unter Blumen und Sträuchern im Gärtchen gespielt, abgerufen hat in den ewig-schönen und ewig-blühenden Himmelsgarten, eben in dem Augenblick als die feierlichen Töne der Abendglocke dem Tag des Herrn den Scheidegruß zuriefen und zur Andacht die Herzen stimmten.

In diesem Hause, da liegt das Knäblein still und friedlich auf seinem mit Blumen und Kränzen geschmückten Todtenbettchen, und aus dem lieblichen aber bleichen Antlig strahlt uns selige Ruhe, himmlische Verklärung entgegen. An einem der Kränze von weißen Rosen, den die Hand einer mütterlichen Freundin des Hauses gewunden, lesen wir folgenden, schönen Bibelspruch: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Matthäus 5, Vers 8.

Die Händchen des Frühentschlummerten sind ineinander geschlungen, wie zum frommen, kindlichen Gebet gefaltet, und in schmerzlicher Wehmuth und in stillem Mitgefühl des Kummer's, den das so schnelle Scheiden des geliebten Knaben bei den Seinen hervorgerufen, ruht unser thränender Blick auf den verklärten Zügen. Geschlossen ist das sinnige Auge, das vor wenigen Tagen erst noch so hell und klar und hoff-

nunzreich gestrahlet, geschlossen auf immer für diese Welt! Ins kühle Grab, auf des Thales stillen Friedhof, wird morgen die verweßliche Hülle gebettet; doch, über Tod und Grab hinweg, schwingt sich der unsterbliche Geist empor in das Reich des ewigen Lichts, der ewigen Herrlichkeit!

Nicht bloß in Gedanken, wohl aber in trauriger, tiefergreifender Wirklichkeit stand der Bote schwerbekommen am Todtenbette des ihm so lieb und theuer gewesen Knäbleins; und als es wieder ruhiger geworden in seinem Gemüthe, als der Gedanke: Was Gott thut, das ist wohlgethan! ihn aufgerichtet und getröstet und gefärkt hatte, da sprach er in nachsiehendem Gebichte die Gefühle und Empfindungen aus, die sein Herz bewegten, und das vielleicht einem oder dem andern seiner lieben Leser, die solchen Verlust schon erlitten oder noch erleiden könnten, zum Trost und zur Beruhigung gereicht. Wenn ihm je einmal Verse tief aus dem Herzen geflossen sind, so sind es diese gewesen, und werden daher auch wieder den Weg zum Herzen finden:

Ein Sonntag war's. — Der Abendglocke Klang  
Ertönt feierlich das Thal entlang;  
Wer auf der Glocke laute Mahnung merket,  
Fühlt im Gebet sich wunderbar gefärket,  
Und zittert nicht in glaubensthem Zagen,  
Wird mit Geduld, was Gott gefüget, tragen,  
Ob's auch das Schwerste, frühes Scheiden, sei:  
Nacht doch der Lob von Erdenjorgen frei!...

Und eben als der Glocke Ruf erscholl,  
Verschied ein Knäblein, lieb und hoffnungsvoll!  
Ihn hielt nicht mehr der Ältern heißes Flehen,  
Sein Geist entschwebt zu siegumglänzten Höhen;  
Und allen Sünden, allem Schmerz enthoben,  
Empfängt ihn mild der Kinder Heiland droben,  
Der einst gesprochen, liebevoll und weich:  
„Laßt sie zu mir; für sie ist Gottes Reich!“

Wir klagen nimmer! — Herr, behalte ihn!  
In aller Anschulb durft' er zu Dir ziehn;  
Ist hocherfreut an seines Heilands Seite,  
Der aller Fesseln seinen Geist befreite,  
Der ihn vor Sünden und vor Noth behütet,  
Und Älternliebe reichlich ihm vergütet.  
Behalte ihn, o Herr, Du weißt's allein  
Was ihm und uns zum wahren Heil wird sein!

Und ohne Murren, ohne Klag' und Schmerz  
Gedenkt des Knäbleins fürder unser Herz;  
Im Himmelreich ist glücklich er geboren,  
So wonnesam umtraßt vom ew'gen Morgen;  
Ein Engel, schwinget er sein Lichtgefieder  
Und lächelt hold auf seine Lieben nieder:  
„Für kurze Zeit nur war ich euer Glück;  
Gott hat's gewollt! Wünscht mich nicht mehr zurück!“

### Der Trunkenbold am Sterbebette.

Ein geschickter Arbeiter, zugleich aber auch, wie's leider nur allzuoft der Fall ist, ein großer Lump, Peter mit Namen, war in einem bedeutenden Fabrikgeschäft zu Paris angestellt. Wenn er, was besonders an den Montagen geschah, die er gewöhnlich in blauer Farbe begrüßte, ins Lumpen und Saufen gerieth, so vergaß er darüber Frau und Kinder; das tolle Herumschwärmen galt ihm mehr als seine Väter- und Vaterspflichten.

Einst kehrte Peter, am Abend eines solchen gottvergeßenen Tages, in ganz betrunkenem Zustande heim. Das Haus fand er wohl, allein er irrte sich in der Zahl der Treppen und im Hausgang, und trat zu einer schlechtverschlossenen Thür ein, welche mit der feiner Dachstube ziemlich Aehnlichkeit hatte. Plötzlich stand der Trunkenbold am Fuße eines Bettes, in welchem eine Sterbende mit dem Tode rang.

Diese, zur ewigen Heimath ziehende Erdenspilgerin, war eine verwitwete Arbeiterin, und zugleich Freundin von Peters Frau, die er wohl kannte, aber schon lange nicht mehr gesehen hatte. Unter Schluchzen und Seufzen und bittern Thränen hielt die sterbende Mutter ein vier bis fünfjähriges Mädchen in den kraftlosen Armen und presste die jammernde Kleine an das immer matter und matter schlagende Herz.

„Mein Kind, mein armes Kind, was wird aus dir werden, wenn sie mich fortgetragen haben!“ so klagte und ächzte die Mutter in herzzerreißendem Todeskampfe. Bei diesem unerwarteten, jammervollen Anblick wurde Peter, wie durch einen Zauberschlag, auf einmal nüchtern und besonnen, und sein, im Grunde gutes und mitleidiges Herz, erwachte aus dem Sündenschlaf in dem es schon so oft versunken.

„Sammert und bekümmert Euch nicht allzu sehr, Mutter Marie,“ tröstete Peter gutmüthig; „ich nehme Euer Lieschen an Kindesstatt an; eines mehr oder weniger wird nichts verderben, und wo sechs essen, da wird auch das siebente nicht verhungern. Was Euer Kind betrifft, da könnt Ihr ganz ruhig sterben! Meine Frau soll seine Mutter werden.“

Einen Blick des innigsten Dankes warf die Sterbende dem Tröstenden zu, streckte ihm ihre abgemagerte Hand entgegen und von den schon erblaffenden Lippen zitterten leise die Worte: „Danke, herzlichen Danke, Peter!... Ihr habt aber doch kaum Brod genug für Eure eigenen Kinder!...“

Bei diesen Worten, den letzten einer sterben-

den Mutter, schlug Peter zerknirscht und beschämt an seine Stirne. Er fühlte und erkannte ganz den schmerzhaften, feierlichen Vorwurf; denn, hatten seine Kinder Mangel an Brod, so war es nur seine eigene Schuld. Das wüste, tolle Leben und Treiben lag plötzlich vor ihm in seiner ganzen schrecklichen Klarheit und mit all seinen schrecklichen Folgen! Der Blaumontagsrausch war mit Einem Mal völlig verschwunden, wie der Nebel vor den siegenden Strahlen der Sonne. In Peters Herz und Gemüth hatte das Licht der ewigen Wahrheit geleuchtet und es war helle darin geworden.

Niemand konnte dieß ihm freitig machen, der Peter war ein vortrefflicher und geschickter Arbeiter; er hatte gar schönen und guten Verdienst, allein nicht nur ging regelmäßig die Hälfte seines Wochenlohns durch übermäßiges Trinken zu Grunde, sondern, eben dieser schändlichen Wöllerei wegen, arbeitete er oft mehrere Tage lang nicht, zum großen Verdruß und Nachtheil seines Fabrikherrn und zum ärgsten Schaden seiner eigenen, armen Familie.

Alles dies durchzog in diesem Augenblick Peters Kopf; er sah's klar vor sich, gleichwie in einem Spiegel, und tiefergriff'n sagte er zur sterbenden Nachbarin: „Ihr habt Recht, Mutter Marie, ich bin ein Laugenichts, ein elender Thunichgut! Aber mein eben gegebenes Wort nehme ich doch nicht zurück. Euer armes Liebchen wird unser Kind, und an Brod soll's ihm nicht mangeln, so wenig wie meinen eigenen Kindern, von der jetzigen Stunde an. Hier an Euerm Sterbebette sei der allmächtige Gott mein Zeuge, ich schwöre, daß ich das Trinkhaus meiden und die ganze Woche hindurch keine Stunde mehr leichtsinnig versäumen werde. Wolle Gott mir in Gnaden zum Wollen das Vollbringen schenken!“

In diesem Augenblick zuckte der Sterbenden Hand, die Peter ergriffen hatte, in leisem, schwachem Drucke, und er fühlte, daß eine Seele den erstarrenden Körper verließ, um seinen heiligen Schwur, sein gegebenes Versprechen, hinüber in die Ewigkeit, vor Gottes Thron zu tragen. Er drückte mit liebender Hand die Augen der Entschlafenen zu, und führte dann das weinende Mädchen, die Mutterlose, in den Schooß seiner Familie, woselbst es willkommene Aufnahme fand.

Peter hielt wirklich Wort. Von der Stunde an that er keinen Schritt mehr ins Wirthshaus, und arbeitete fleißig und unausgesezt fort während der ganzen Woche.

Ueber diese glückliche Veränderung in Peters Betragen ganz erstaunt und erfreut, forschte der Fabrikherr in der Stille der Sache nach, und erfuhr bald Alles was sich zugetragen. Er dachte darüber hin und her und war bald mit seinem Plan im Reinen.

Am 25. August 1863, als am Ludwigstage, des Fabrikherrn Namensfest, traten seine sämtlichen Arbeiter vor ihn zum Beglückwünschen. Sie wurden freundlich empfangen und angehört. Vor der ganzen, zahlreichen Versammlung ertheilte der edle Mann dem erdthenden Peter das schönste Lob wegen seines erneuten Sinnes und Wandels, und pries die glückliche Veränderung die mit ihm vorgegangen. „Ich bin bereit an Euerm guten Werke mitzuhelfen,“ sagte er voller Rührung; „hier, lieber Freund, sind hundert Franken, nehmt dafür, im Namen der armen Waise, ein Spar-Kassenbüchlein, damit sie später einen sicheren Nothpennig finde, und jedes Jahr sollt Ihr eine gleiche Summe Geldes von mir erhalten, so lang Ihr Euerm frommen Schwur getreu bleibt; und zur Belohnung obendrein sollt Ihr, unter derselben Bedingung, täglich fünfzig Centimes mehr Lohn erhalten.“ Man denke sich Peters freudige Ueberraschung und seinen tiefgefühlten Dank!

Als der Fabrikherr bei mehreren Mitarbeitern des Beschenktens Meid und Mißgunst wahrnahm, und sogar ein leises Murren unter ihnen hörte, begann er abermals zu sprechen, aber voll strafenden Ernstes: „Mit Unrecht beneidet ihr Peters Loos! Gehet hin und thut deßgleichen, und auch euch soll die nämliche Belohnung zu Theil werden, das heißt, ich erhöhe um fünfzig Centimes täglich den Lohn eines jeden meiner Arbeiter, wenn er das unnütze und unheilvolle Wirthshausgehen pünktlich meidet. Das ist mein fester Vorsatz!“

Die erstaunten Arbeiter alle haben diesen Verspruch mit Herz und Mund gethan; gebe Gott, der zum Wollen das Vollbringen schenkt, daß sie auch alle ihr Wort halten!

### Ein Kurioser Heiliger.

(Freundesgabe.)

(Mit einer Abbildung.)

In der preussischen Stadt Frankfurt an der Oder, weniger wichtig und berühmt als ihre freie, handeltreibende Namenschwester am Mainstrom, lebte, in den siebziger Jahren des

vorigen Säculums, ein alter Kriegsheld, der, sowohl wegen seiner Menschenliebe als auch wegen seiner Sonderbarkeiten, weit und breit bekannt war. Es war dieß der Herzog Leopold von Braunschweig, der unter den siegreichen Fahnen des alten Fritz gefochten und den siebenjährigen Krieg mit all seinen Strapazen und Gefahren durchgemacht hatte, und nun an seinem friedlichen Lebensabend als Festungskommandant zu Frankfurt schaltete und waltete. Dieser Mann war ein kuriose Heiliger im vollen Sinne des Wortes, was die beiden folgenden Züge aus seinem Leben beweisen.

An einem kühlen Herbstabend durchschreitet der Herzog eine der abgelegensten Straßen der Stadt. Da begegnet ihm ein sechs bis achtjähriger Knabe, dem heiße Thränen über die Backen rollen und schmerzliche Seufzer entströmen. Mitleidig tritt der Herzog hin zu dem Knaben und fragt theilnehmend: „Armer Junge, was hast du auf dem Herzen? Ist dir vielleicht ein Unglück passiert? Sprich! wenn ich dir helfen kann, so will ich's gerne thun.“ — Der Knabe, voll Respekt beim Anblick der prächtigen Uniform und der vielen Ordensbänder und Sterne, die Leopold's Brust schmückten, wollte nicht gleich mit der Sprache heraus; doch endlich, als der Herzog freundlich ihm zuredete, wischte er sich die Thränen von den Augen, blickte schüchtern zum besten Herrn empor und schluchzte: „Herr General, die Mutter hat mich fortgeschickt um Del zu holen und einen Sechser dafür gegeben; den steckte ich in die Tasche, und als ich eben darnach greife, ist er verschwunden. Ach, was wird die liebe Mutter sagen, wenn ich ohne Del heimkomme!“

„Wenn's nichts weiter ist, so kann dem Unglück leicht abgeholfen werden,“ sagt der Herzog, zieht aber nicht seine Börse heraus, um dem Weinenden einen Sechser zu schenken, was das Kürzeste gewesen wäre, sondern fährt im gutmüthigsten Tone der Welt fort: „Komm, Kind, da will ich dir suchen helfen; vielleicht finden wir das Verlorene besser mitsammen.“ — Und so suchen denn die Weiden, der vornehme Sonderling und der arme Knabe, allein mit weniger Glück als die Frau im Evangelium nach dem verlorenen Groschen, denn wie sehr sie sich auch bücken und alles durchspähen, den Sechser finden sie halt nicht! Verwundert bleibt mancher Vorübergehende stehen und kann nicht begreifen, was der durchlauchtige Herzog mag verloren haben.

Mittlerweile ist die Nacht völlig hereinge-

brochen, und das Suchen wird erschwert. Da fängt der Knabe von Neuem zu weinen an, und auf's Neue muß der alte Kriegsheld trösten und ermutigen. „Verweisse nur nicht, armer Junge,“ sagt er; „ich wette, den Sechser finden wir doch noch. Komm' nur einstweilen mit mir!“ Und den Jammernden an der Hand fassend, schreitet er der Hauptwache zu und kommandirt: „Vier Mann heraus!“ Augenblicklich treten vier härte Grenadiere vor, denen der Herzog befiehlt, sogleich Pechfackeln zu kaufen auf seine Rechnung und ihm dann zu folgen.

Bald geht's nun in gemessenem Soldatenschritt der Straße zu, in welcher der Sechser verloren worden, und beim hellen Scheine der Pechfackeln beginnt das Suchen von Neuem. In allen Richtungen, rechts und links, aufwärts und abwärts, die Kreuz und die Quer, wird die Gasse durchsucht, doch Alles umsonst, der Sechser ist und bleibt verloren!

Endlich jedoch geht dem Herzog die Geduld aus: „Lieber Junge,“ spricht er, „geh' in Gottes Namen heim zu deiner Mutter und erzähle ihr aufrichtig wie erfolglos unsre Bemühungen geblieben. Es thut mir leid, daß ich dir nicht helfen konnte; mußst aber ein andermal auch vorsichtiger sein!“

Weinend und schluchzend entfernte sich der Knabe, aber nur mit Mühe konnten die Grenadiere mit den Pechfackeln das Lachen unterdrücken, und die Geschichte des Sechser wurde in jener Nacht, unter allgemeinem Gelächter, der Gegenstand der Wachtstudenunterhaltung. Ein Leichtes wär's ja dem Herzog gewesen, den Sechser aus seinem Beutel zu erlesen; der Ankauf der Pechfackeln hat mehr Geld erfordert!

War aber der Herzog Leopold ein kuriose Menschenkind, so war er auch ein Edler, ein wahrer Heiliger, der kein Opfer scheute, wenn es galt seinem Nebenmenschen beizustehen, und der zuletzt sein Leben muthig und freudig dahingab zur Rettung armer Bedrängten, weshalb sein Andenken unvergesslich ist in Frankfurt. Solches beweist der andere Zug, den wir nun erzählen wollen.

Der Winter des Jahres 1776 war ein außerordentlich strenger; dickes und starkes Eis bedeckte den Oderfluß, so daß die Bewohner der Frankfurter Vorstadt nicht mehr über die hölzernerne Brücke zu gehen brauchten, welche in die Stadt führte, sondern gerade über die zugefrorene Oder hinüberkonnten. Nun geschah's aber im Frühjahr, als der Schnee im hohen Riesengebirge zu schmelzen begann und die Sonnen-

...wert. Da  
...en an, und  
...röhen und  
...er, armer  
...he finden  
...a mit mir!  
...nd sojand,  
...d human-  
...lich re-  
...er die-  
...faujen auf  
...gen.  
Soldaten  
...eherer re-  
...me der Pöbe-  
...nem. In die  
...fürcht und  
...wird die  
...der Sch-  
  
...ie Gebuld  
...in Got-  
...und erpöht  
...erübungen  
...h dir nicht  
...ermal auch  
  
...te sich de  
...ie Gre-  
...chen unter-  
...erst wurde  
...Gedächter,  
...erhaltung,  
...menen, da  
...; der W-  
...erfordert!  
...kur ist  
...Folter, ein  
...er schaut,  
...beizustehen,  
...und freudig  
...ngaten, weg  
...in Frank-  
...g, den mir  
  
...ein anfang  
...is. Es be-  
...wohnter der  
...er die töte-  
...elche in die  
...die puppen  
...thol's aber  
...den Wösten  
...ie Sommer



Ein furioser Heiliger.

strahlen wieder heiß auf die Erde schienen, daß auch die harte, rauhe Eisrinde nach und nach weich wurde. In einigen Tagen trieb die Oder mächtige Eisschollen, die mit lautem Krachen sich von einander lösten. Das in großer Menge vom Gebirge herabströmende Schneewasser schwoll bald den Fluß an, also daß der Wasserstand eine Höhe erreichte, wie's seit Menschengebenden noch nicht vorgekommen. In der Stadt selbst schützten starke Werften die bedrohten Häuser vor den mächtig rauschenden Bogen, aber drüben in der Vorstadt sah's jämmerlich aus. Das jenseitige Ufer war nämlich niedriger als das diesseitige, und die Dämme waren zu schwach um der gewaltig anströmenden Fluth zu widerstehen. Kurzum, bei einem Anpralle der Eisschollen wurde ein Damm überschwenmt und niedergedrückt, und die Gewässer drangen verheerend und zerstörend in die Vorstadt ein. Mit lautem Jammergeschrei flüchteten sich die armen Bewohner der bedrohten Häuser auf ihre Dächer, rangen verzweiflungsvoll die Hände und riefen in den herzerreißendsten Tönen um Hülfe! Zum Unglück war die hölzerne Brücke, welche beide Ufer miteinander verband, in der Nacht von den Eisschollen zertrümmert worden, so daß nicht die geringste Möglichkeit vorhanden war hinüberzukommen. Tausende von Menschen standen zu Frankfurt am Ufer und schauten mitleidsvoll hinüber nach der Vorstadt, wo Hunderte ihrer Mitbrüder und Mitschwester einem unvermeidlichen Tod entgegenstarrten. Hinüber aber wagte sich Niemand, denn allzu augenscheinlich war die Gefahr. Eine lautlose Stille herrschte unter der entsetzten Menge; da, auf einmal, vernimmt man Pferdegetrab, und hoch zu Ross erscheint der alte Leopold, der kuriose Heilige, unter dem Volke. Mit blitzendem Helbenaug, in tiefster Seele ergriffen, schaut er die Gefahr; Hülfe thut Noth; es darf nicht länger gezögert werden!

An die Umstehenden sich wendend, ruft der Herzog mit weiterschallender Stimme: „Liebe Männer, fünfzig Thaler versprech' ich Demjenigen, der über die Oder fährt um ein Menschenleben zu retten!“ Keine Antwort folgt diesem Aufruf.

„Hundert Thaler,“ ermutigt der Herzog, „dem braven Mann, der hinüberfährt!“ Abermals keine Antwort. Endlich tritt ein alter Schiffer heran und sagt: „Herr Herzog, und wenn Ihr tausend Thaler anbieten würdet, wird doch Keiner so tollkühn sein und Angefichts des unvermeidlichen Todes sein Leben auf's Spiel

setzen. Da kommt auch der beste Schiffsmann nicht lebendig hinüber!“

Sinnend und schweigend, mit prüfendem Blick, überschaut Leopold das unheimlich brausende und tobende Wasser, steigt dann vom Pferde, nähert sich dem Ufer und tritt in einen Kahn, der gewaltig hin und her schwankt auf den tobenden Bogen. Umsonst versucht das Volk, das den Herzog wie einen Vater liebt, von dem gewagten Unternehmen ihn zurückzuhalten; sein Ohr bleibt taub für die dringendste Bitte.

„Laßt mich ziehen, ihr Leute!“ ruft der edle Mann; „so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern fließt, werde ich ihn hingeben für meine Nebenmenschen. Nicht länger mehr kann ich das Angstgeschrei dort drüben anhören; ich muß hinüber, und sollt's auch das Leben kosten!“

Durch solchen Edelmut, durch solche Großherzigkeit gerührt und beschämt, bieten sich endlich zwei erfahrene Schiffer an, den geliebten Mann zu begleiten, und unter den Segenswünschen der tiefergriffenen Menge stößt der Nachen vom Lande ab. Mit athemloser Spannung, mit thränendem Auge verfolgen die Zuschauer den Lauf des gebrechlichen Fahrzeuges, das tausend umsichtige Wendungen machen muß, um die zahlreich herantreibenden Eisschollen zu vermeiden. Glücklicherweise hat das Schiff bereits mehr als die Hälfte der Strombreite hinter sich; schon ist's in der Nähe des jenseitigen Ufers. Da erhält es plötzlich einen gewaltigen Stoß, schwankt einen Augenblick und schlägt dann um. Bei diesem Anblick erhebt sich von allen Seiten ein herzdurchdringendes Wehgeschrei: „Gott sei unserm lieben Herzog gnädig!“ so tönte es von tausend Lippen, und tausend Hände streckten sich hilfsflehend gen Himmel empor.

Allein Leopold's Stunde hatte geschlagen! Den Heldentod, dem er auf so vielen Schlachtfeldern furchtlos ins Angesicht geschaut, hatte er nun in den schäumenden Bogen gefunden! Die beiden Schiffer, seine muthigen Begleiter, retteten sich durch Schwimmen; es war ihnen unmöglich gewesen dem Versinkenden eine helfende Hand zu reichen.

Am nämlichen Tage noch sanken die Gewässer der Oder wieder bedeutend, und von den Bewohnern der Vorstadt war keiner zu Grunde gegangen; unter ihnen hatte man kein Menschenleben zu beklagen. Das einzige Opfer, das der Tod gefordert, war dasjenige des edeln und menschenfreundlichen Herzogs Leopold von Braunschweig, dessen Leichnam man einige Tage später auffand. Unter allgemeiner Trauer und Theilnahme der

gesamten Bürgerschaft Frankfurts wurde die entseelte Hülle zu Grabe getragen auf dem dortigen Friedhof, und heute noch pflanzt ein schönes Denkmal das Andenken fort an die Heldenthat des Biedermanns, der, wenn auch ein Kurioser, doch ein Heiliger gewesen ist im echten Sinne des Wortes.

### Ein Eselsprozeß.

„Der beste Prozeß ist nichts nütze!“ Diese Meinung hat man schon oftmals ausprechen hören, und doch sind die Prozesse noch immer, in Stadt und Land, an der Tagesordnung und verursachen Sorgen und Kummer und Unkosten auf beiden Seiten der streitigen Parteien, also daß man am Ende vom Lied einsieht, man hätte weit klüger gehandelt, lieber ein kleines, fogar auch ein großes Unrecht, geduldig zu ertragen, als vor Gericht sich herumzuzänken und böses Geblüt, Zeit- und Geldverlust sich auf den Hals zu laden. Auch der Eigensinn und die leidige Rechthaberei führen nicht selten zu Prozessen, und kein Theil will in Güte nachgeben; Jeder läßt lieber seine Gesundheit und seinen Geldbeutel darunter Noth leiden, als sich auf gütlichem Wege mit seinem Gegner zu verständigen, was doch das einfachste und natürlichste wäre. Folgendes Geschichtchen erzählt der Bote seinen geneigten Lesern zur ernstlichen Beherzigung.

Im südlichen Tyrol trieb eines Tages ein Bauer, Namens Gotter, seinen mit Butter und Käse beladenen Esel von der auf der Alpe gelegenen Sennhütte herab, als ihm auf dem Wege ein anderer, ihm bekannter Bauer, Wöfler genannt, begegnete.

Gotter sprach den Wöfler, weiß ich ihm eben arg in der Nase juckte und er droben seine Dose von Birkenrinde vergessen hatte, um eine Prife Tabak an, die ihm jedoch mit dem Bedauern verweigert wurde, daß er für ihn keine Prife habe, sondern nur für sich und für seine abwesenden Freunde.

Drauf fragte Gotter, ob er die so sehnlich verlangte Prife erhalten würde, wenn er dafür seinen Esel sammt der darauf befindlichen Waare gäbe?

Einem so glänzenden Anerbieten konnte Wöfler nicht widerstehen; Gotter erhielt, zur Befriedigung seiner ungeduldigen Nase, die verlangte Prife Schnupftabak und übergab dem Glücklichen den beladenen Langohr.

So gingen sie, plaudernd und in bester Ein-

tracht, den Berg hinab, bei Gotter's Wohnung vorbei, bis ins Dorf, wo Wöfler ansässig war.

Bei seinem Hause angekommen, sagte dieser jetzt: „Na, Gotter, da nimm du deinen Esel wieder; der ganze Handel war doch nur ein Scherz und eine Kurzweil auf dem langen Wege. Eine armselige Prife Tabak ist wahrhaftig nicht so viel werth, als ein Esel mit Butter und Käse beladen.“

Gotter erwiderte drauf, daß er die Sache natürlich ganz von der nämlichen Seite betrachtet habe, aber deßhalb auch just verlangen müsse, daß ihm Wöfler nicht hier, sondern vor seinem Hause, an dem sie schon vorübergegangen, seinen Esel wiedergebe.

Da kam's nun zu einem Wortwechsel, der immer hitziger wurde, und da keiner der Eigensinnigen und Starrköpfigen den Esel nehmen wollte, wanderten sie schimpfend und zankend zum Gemeindevorstand; der sollte den Eselsstreit schlichten durch richterlichen Ausspruch.

Der Dorfvorsteher, ein guter und friedliebender Mann, suchte den Streit zu vermitteln, predigte aber tauben Ohren; weder Gotter noch Wöfler wollten von gütlichem Vergleich etwas hören, gingen schimpfend zum Hause hinaus und ließen im Hofe den beladenen Esel zurück.

Der Vorsteher des Dorfes, kraft seines Amtes, ließ nun dem armen Thiere die schwere Last abnehmen und Butter und Käse in einem Verkaufsgewölbe unterbringen; Meister Langohr kam, zur einstweiligen Verpflegung, zum Wirth in Kost und Herberge.

Nun verklagte der Gotter den Wöfler, und machte das Begehren: Letzterer sei für verpflichtet zu erklären, ihm den Esel wieder ins Haus zu stellen und nebenbei alle Kosten zu vergüten.

Der Prozeß begann und dauerte fast ein volles Jahr, bis er, in erster Instanz, entschieden wurde nach dem Begehren des Klagenenden.

Wöfler appellirte gegen diesen Richterspruch; doch auch in zweiter und dritter Instanz wurde das Urtheil beibehalten.

Nun wollte Gotter seine Waaren abholen und auch den Esel nach Hause treiben; allein es wurde ihm von Rechtswegen erklärt, daß ihm die Erlaubniß dazu nicht früher erteilt werden könne, als bis er die Verpflegungskosten für seinen Esel im Wirthshaus baar bezahlt habe. Gotter verweigerte diese Forderung, und sagte, der Wirth möge sich für Kost und Herberge an Denjenigen halten, der ihm den Esel zugeschiekt. Und wirklich klagte der Wirth den Gemeindevorstand auf Zahlung der Verpflegungskosten

an, welcher, obgleich er zu seiner Vertheidigung einwendete, er habe nicht als Privat, sondern als öffentlicher Beamter den Esel in Herzberg und Kost gegeben, dennoch zur Zahlung verurtheilt wurde.

Dies war die zweite Abtheilung des Prozesses.

Nun aber belangte der Gemeindevorstand den Gotter, als Eigentümer des Esels, im Rücktrittswege, auf den Ersatz der von ihm an den Wirth bezahlten Verpflegungskosten, und das Gericht erließ den Spruch, daß dem Gemeindevorstand, von Seiten Gotters, die Auslagen ersetzt werden sollen.

Damit endete die dritte Abtheilung eines Prozesses, welcher, in mehr als einer Hinsicht, den Namen verdient: „Ein Eselsprozeß.“

Und die erste Ursache dazu war eine Prise Tabak!

#### Zweideutige Charakterfestigkeit.

In einer Dorfgemeinde unsres lieben Elsasses lebte vor langen Jahren ein Ehepaar, dessen Hausstand eben nicht immer ein Muster von Eintracht und Friedfertigkeit war. Das Weib, von stolzer und herrschsüchtiger Natur, hatte nach und nach die Obergewalt im Hause sich anzueignen gewußt, und der Mann, von gutmüthiger, friedliebender Art, hatte, um der Hausruhe Willen, seiner Ehehälfte die Hosen gelassen. Troßdem ging's manchmal ziemlich laut in dem Haushalt her, und nicht immer wollte sich der Eheherr geduldig unter den schmachvollen Pantoffel schmiegen.

Da begab sich's, daß der im Uebrigen wackere und rechtliche Mann, zum Gemeindevorsteher ernannt wurde. An das Kommando seiner Frau gewöhnt, that er nichts in dem ihm anvertrauten Amte, ohne sie zuvor um guten Rath und Genehmigung gefragt zu haben, und die Frau hatte es richtig auch durch ihre Ränke, Schliche und Kniffe dahingebracht, daß nichts beschloffen und vollzogen werden durfte ohne ihr Gutheißen.

Eines Tages waren die Eheleute so hart und hitzig aneinander gerathen, da der Mann gerade nicht für gut befunden die Meinung seiner Frau zu theilen, daß es zu handgreiflichen Beweisen kam, in deren Folge der, nur zum Schein sich wehrende Eheherr, plötzlich ein schmähdliches Plätzchen unter dem Tische gefunden. Da blickt die bezzende, keifende Siegerin zum Fenster hinaus und sieht den Bannwart des Dorfes dem Hause zuschreiten. Er steuerte so gravitatisch

durch's Dorf daher, daß man's ihm gleich ansah, er komme in Amtsgeschäften.

„Nur geschwind unter dem Tische hervor!“ herrschte das Weib dem besiegten Dorfvorsteher zu; „der Bangert kommt, und da drunten, in dieser Position, darf er dich doch nicht antreffen. Das gäb' ein schönes Gerede!“

„Und ich bleib' liegen!“ sagte der Mann fest und entschlossen; „ich will dir's zeigen, und auch der Bangert soll's sehen, wer Herr im Hause ist!“

Und richtig, mit keiner Liebe noch Gewalt war er unter dem Tische hervorzubringen, und der erstaunte Bannwart stattete kopfschüttelnd dem charakterfesten Vorgesetzten seinen Bericht ab.

#### Bekrafter Meineid.

Und denke Keiner kein Arges in seinem Herzen wider seinen Nächsten, und liebet nicht falsche Eide; denn solches Alles hasse ich, spricht der Herr (Zacharias 8, 17.)

Zimmer noch, wie zur Zeit da diese Worte aus dem Munde des Propheten erschallten, lebt der gerechte Bergelter, und der Bote weiß davon etwas zu erzählen, daß ernste Beherzigung verdient.

Vor etwa siebenundzwanzig Jahren hatte ein Bauersmann, ein Elsäßer, von seinem Nachbar Geld entlehnt; der es ihm vorgestreckt auf Treu' und Glauben, ohne eine Handschrift dagegen zu verlangen, besonders da die Rückzahlung bald wieder stattfinden sollte. Eine Woche um die andere, ein Monat um den andern verstrichen aber, ohne daß der Schuldner von Wiedererstattung sprach, denn er führte Böses im Schilde. Dem treuherzigen Nachbar ging endlich die Geduld aus, und er forderte sein geliehenes Geld zurück. Da kam er jedoch schön an! Der, welchem er so freundschaftlich aus der Noth geholfen, lachte ihm frech ins Gesicht, und meinte ganz kalteblütig, er sollte sich doch wohl noch erinnern, daß er ihm schon längst die Schuld abgetragen habe. Hartnäckig verbarnte der gewissenlose Mensch auf dieser Lüge.

Dem betrogenen Nachbar blieb nun kein anderes Mittel übrig in seiner Verlegenheit, als die Entscheidung des Gerichts. Auch nahm er zu diesem seine Zuflucht. Da nun keine Handschrift und keine Zeugen vorhanden waren, und Kläger und Angeklagter ihr gutes Recht in Anspruch nahmen, so mußte der Friedensrichter, dem der Handel nicht klar werden konnte, na-

türlich auf eine eidliche Bekräftigung von Seiten des Schuldners dringen, womit dann, menschlicher Ansicht nach, der Rechtsstreit entschieden wäre.

Der gottlose Mann leistete mit frecher Zunge den gesetzlichen Schwur. Er habe zwar, sagte er, von seinem hier gegenwärtigen Nachbar dreihundert Franken baar entliehen, dieselben aber längst schon richtig wieder zurückbezahlt. Mit diesem himmelschreienden Eidschwur war die Sache vor dem menschlichen Richter abgethan, und scheinbar froh und ruhig, gleich als hätte er nicht eine große Sünde begangen, verließ der Meineidige die Gerichtsstube.

Als er nach Hause kam, empfing ihn seine redliche Frau mit Schmerz und Trauer; nur mühsam, aus beklommener Brust, konnte sie die Frage hervorbringen: „Mann, Mann, hast du wirklich geschworen, unsern guten Nachbar nichts schuldig zu sein? Wir schulden ihm ja noch die ganzen dreihundert Franken! Du hast ihm ja noch keinen Heller daran abbezahlt!“

„Vor einer guten Stunde war ich sie ihm freilich noch schuldig!“ hohnlachte der Meineidige; „doch jetzt bin ich quitt mit ihm. Nun, den Hals wird's nicht kosten!“

„Du gottloser Mann!“ wehklagte die Bäuerin, „das hätte ich niemals von dir gedacht! Einen falschen Eid zu schwören!“

„Bleib' mir vom Halbe mit deinem Altweibergewäsch!“ schalt höhrend der Bauer. „Hatest du Geld zum Bezahlen? Jetzt ist Alles in Richtigkeit, und kein Hahn wird darnach krähen!“

Doch Gottes gerechte Strafe ließ nicht lang auf sich warten, und die Stunde der Vergeltung brach bald schrecklich herein. Wenige Tage nach seinem Meineid, fuhr der gottlose Bauersmann auf einem hochbeladenen Wagen vom Felde heim. Ganz in der Nähe des Dorfes gerieth der Wagen ins Schwanken; durch den unerwarteten Stoß wurde der Meineidige mit solcher Heftigkeit heruntergeschleubert auf die steinharte Straße, daß die zur Hülfe herbeigeeilten nur noch einen Leichnam aufhoben mit gebrochenem Genicke!

Der Bote hat hier kein Märchen, sondern reine, lautere Wahrheit erzählt. Die Erinnerung an den schon auf dieser Welt bestrafte Meineid lebt noch fort in dem Dorfe, in welchem der gewissenlose Mann gewohnt hat, und die Namen könnten leicht genannt werden, doch thun sie nichts zur Sache.

Psalm 94, Vers 9, steht geschrieben: Der

das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? — Und der Apostel Petrus sagt, im dritten Kapitel seiner ersten Epistel: Denn wer leben will, und gute Tugde sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen.

Diesen inhaltsschweren Bibelsprüchen reiht der Bote noch folgenden Liedervers an:

Gott, wenn ich schwörend vor Dir steh',  
Dir in Dein heilig Antlitz seh',  
Die Hand zum Himmel hebe,  
Wenn ich zum Zeugen feierlich  
Anrufe, Hoherhabner, Dich,  
Durch den ich bin und lebe:  
Dann sei von Trug und Heuchelei  
Mein Herz und meine Zunge frei!

### Der Kaltblütige Schreiber.

Bekannt ist, daß Kaiser Napoleons des Ersten kriegerische Fähigkeiten und Kenntnisse bei der schwierigen Belagerung und Wiedereroberung der am Mittelländischen Meere gelegenen Hafensstadt Toulon zuerst sich offenbarten. Es war im Jahr 1793, und der später so mächtige Held hatte vor Kurzem erst den Grad eines Artillerie-Lieutenants erlangt, dem jedoch die obere Leitung der Batterien und der Belagerungsschütze anvertraut worden. Eben war die Erbauung einer neuen Batterie gegen die in Toulon befindlichen Engländer im Werke, einer Batterie, von der sich der junge Bonaparte den besten Erfolg versprach, und daher ihren Aufbau mit großem Eifer betrieb. Während er eines Tages so mit Umsicht die Arbeiten überwachte und leitete, wollte Bonaparte diese Zeit zum Diktiren eines Briefes benützen, und fragte daher nach einem Serschanten oder einem Korporal, dem das Schreiben vom Fleck ginge. Ein junger Serschant trat vor, und machte sein Schreibzeug auf der Brüstung der Batterie zurecht. Lieutenant Bonaparte fing an zu diktiren, die Feder des Serschanten versah gut ihren Dienst, und eben war der Brief fertig geschrieben, als eine Kugel der belagerten Engländer hart neben dem Schreiber niederplagte und den aufgewühlten Grund auf das Papier schleuderte. „Schön' Dank, meine Herrn Engländer, für den Streufand!“ lachte der Serschant, „nun hab ich das Sanden zum Besten!“

Dieser ruhige Scherz, mit großem Gleichmuth gesprochen, erregte Bonapartes Aufmerksamkeit und begründete des Serschanten späteres

Lebensglück. Er hieß Junot, und je mehr mit der Zukunft der junge Artillerie-Lieutenant zu Würden und Ehren emporstieg, je höher stieg auch der junge Serfchant, der nach und nach des Kaiser Napoleons Generaladjutant wurde, Divisionsgeneral, Statthalter zu Paris, Herzog von Abrantes, Gesandtschaftler in Portugal, Generalobrist der Husaren und Statthalter in den Illyrischen Provinzen. Zu diesen Ehrenstellen allen hatte der von den Engländern bescheerte Streusand den Grund gelegt!

### Die Vögel kommen nochmals auf's Tapet!

Seinen geheimnißvollen, aber doch lieben Korrespondenten, den gemüthlichen und warmen Freund der nützlichen Vögel, kennt der Bote noch immer nicht persönlich, hat's aber, durch einen glücklichen Zufall begünstigt, endlich herausgebracht, wer er ist und wo er wohnt. Da kann's nun einmal leicht geschehen, daß eine oder die andere seiner Kalenderreisen den Boten in das ziemlich entlegene, aber dem Namen nach ihm bekannte Dorf führt, in welchem der fleißige Korrespondent wohnt, und da wird er gewiß nicht ermangeln an seiner Thür anzuklopfen, um, hoffentlich als willkommener Gast, auf einige Stunden Einkehr zu halten.

Auch im Laufe des Jahres 1865 wieder hat der ungenannte, aber doch gute und liebe Freund, an den Boten geschrieben, und Räthsel und Schwänke gefällig ihm mitgetheilt. Den niedlichen, sangreichen Vögeln wurden ebenfalls mehrere Zeilen gewidmet, die der geneigte Leser nachstehend abgedruckt findet, und die recht ernsthafte Beherzigung verdienen. Also, zur Sache! Des Boten bis jetzt noch unbekannter Freund hat das Wort:

„Aber die Vögel, lieber Bote, die lieben, guten, netten Vögelein, die dürfen wir nicht vergessen und nicht versäumen, zumal da man mir Dank weiß, wie ich im Kalender für 1865 ihre, für das was wir schon zu ihren Gunsten geschrieben haben. Nachdem wir also, während zwei Jahren hintereinander, ihre Nützlichkeit hervorgehoben, um alle Leute zu bewegen ihnen kein Leid anzuthun und in Frieden sie hantieren zu lassen, so denke ich, ist's jetzt an der Zeit, auch ein Wort zu ihrer Herbeilockung und Versorgung zu reden. Ich habe nämlich schon lange den Gedanken gehegt, man könnte in den Gärten, in der Nähe der Häuser, auf den Bäumen künstliche Höhlen anbringen, die den

Weisen und andern nützlichen Vögeln der Art günstige Wohnstätten zur Anlegung ihrer Nester gewähren würden. Da ist nun kürzlich meine Meinung bestätigt worden durch einen Aufsatz, den ich im bekannten „Moniteur des Communes“ gelesen, welcher meldete, daß solches schon an manchen Orten mit dem besten Erfolg gethan worden, aber leider gibt er keine ganz genaue Beschreibung der Schachteln (holtes), wie er sie nennt, und Feder muß dieselben also machen wie er's am besten findet. Ich denke, ein Stück eines hohlen Astes, wo möglich etwas krumm, und zwölf bis fünfzehn Zoll lang, an einem Ende zugenagelt, und so angebracht, daß der Regen nicht hineinbringe, würde am entsprechendsten sein. Wäre die Höhle hinten, wo das Nest hinkommen soll, nicht weit genug, so könnte man leicht ein wenig nachhelfen. Auch bitte ich alle lieben Leser, die sich um die Sache der guten Vögel annehmen wollen, und die mehr Geschick haben als ich zur Herstellung einer solchen künstlichen Höhle, nach versuchter und erprobter Sache, unserm gemeinamen Freund, dem Hinkenden Boten, in hübsch frankirten Briefchen Nachricht von ihrem Erfolg zu geben, damit er's im Kalender veröffentlichen könnte, wodurch hoffentlich immer mehr Vogelfreunde ermuntert und angespornt würden ihrem Beispiet zu folgen.

„Mancher Leser wird denken: Das ist Alles nicht nöthig, und für die Wohnung der Vögel brauchen wir Andern eben so wenig zu sorgen als für ihre Nahrung, denn es gibt ja doch immer Vögel, ohne daß wir bisher ihre Logementer bestellten hätten. Andere, lustige Spaßvögel, werden sagen: Nun ja, der Bote ist ein geborener, echter Straßburger, und die sind schon lange Weisenlocker; nun will er uns auch zum Locken der Weisen anführen! Diesen pfiffigen Spaßmachern diene zum Bescheid, daß der Bote dies Alles nicht aus seinen Fingern zieht oder aus seinem Aermel schüttelt, sondern ich, der ich viele Stunden weit von den sogenannten Weisenlockern wohne, hab's ihm gefandt und werde ihm Dank wissen, daß er's aufgenommen hat. Auf die erste Einwendung, antworte ich, daß wenn auch alle Weisen ohne unsere Fürsorge Wohnung und Herberge finden würden, so niesten doch gar viele derselben im Walde sich an, aus Mangel an passenden Höhlen in den Gärten, und diese kommen dann, durch ihr emsiges Zerföhren des Ungeziefers, bloß den Bäumen des Waldes zu gut; zweitens, sind viele Höhlen, die sie zum Nestbau aussuchen müssen,

so schlecht gelegen, daß die junge Brut nur allzuoft von gottlosen Vuben zerstört wird.

„Nun, liebe Vogel Freunde, legt Hand an's Werk, thut etwas für die nützlichen, befreundeten Sänger mit buntem Gefieder; ich wünsche euch und mir guten Erfolg der Bestrebungen. Schon in diesem Jahre werde ich anfangen.“

„Dem lieben, unbekanntem Freund, der mir durch den Boten einen Gruß zugesandt, sag' ich herzlichen Dank dafür, so wie auch für das Wort, welches er zu Gunsten der lieben, deutschen Sprache geredet hat. Gott verhüte, daß sie im Elsaß und in Lothringen durch die französische gänzlich verdrängt werde! Freilich, da wir in Frankreich leben, so ist's gut, daß wir auch französisch reden, schreiben und lesen können, aber, was mich betrifft, so möch' ich lieber kein Französisch als kein Deutsch können, und damit Basta!“

Vorstehendem, gediegenem Aufsatz seines witzigen Korrespondenten reißt der Bote noch den aufrichtigen Wunsch an, daß er mit Bedacht gelesen und besprochen und erwogen werden möge, und daß die willige Annahme des Vorschlags um und um recht viel Nutzen schaffe. Sodann bittet er auch seinen ungenannten Gekümmerten, doch ja nicht zu vergessen, daß er ihm neue Beiträge für den kommenden Kalender versprochen. Ein Mann, Ein Wort!

### Eine wahre Geschichte.

(Freundesgabe.)

Groß war der Jammer in unseren Bergdörfern im Spätjahr 185.; wiederum waren die Kartoffeln gefault, und die armen Leute, welche in früheren Jahren einen Theil ihrer Ernte zu Markte führen konnten und ein Stück Geld mit nach Haus brachten, mit dem sie den Einnehmer, die Schule u. s. w. bezahlten, waren diesmal als Käufer da, und standen betrübt um die wenigen Karren her, die auf dem Marktplatz des nächsten größeren Ortes angelangt waren, und entsetzten sich über den hohen Preis der Kartoffeln. Unter allen diesen traurigen Gesichtern konnte man den Zimmermann-Toni bemerken an seiner selbstzufriedenen, wichtigen Miene; glücklicher als die Andern, hatte er achtzig Franken in der Tasche, die er während des Sommers erspart hatte, und mit welchen er nun einen Vorrath Kartoffeln für den Winter einkaufen wollte. Geschäftig ging er von einem Karren zum andern, untersuchte, markte, be-

rechnete. Da sieht er einen Bekannten, den Husaren-Karl, verlegen an ihm durchgehen, und indem er ihm nachschaute, dachte er bei sich selbst: der ist mir auch noch schuldig. Es scheint, daß der Husaren-Karl diese Gedanken in Toni's Gesicht gelesen hatte, denn er kehrte zurück und sagte: „Gelt, du denkst gewiß an die vierzig Franken, die ich dir noch schuldig bin?“

„Freilich könnte ich sie brauchen,“ bemerkte der Toni. Der Karl fuhr fort: „Ich habe nichts als Unglück! Hab' da ein Schwein gemästet und zählte auf den Erlös, um dich zu bezahlen; eines Morgens lag's todt im Stall; dazu ist meine Frau schon seit drei Monaten krank, und die Apothek' kostet viel. Jetzt sind noch obendrein die Kartoffeln verloren, und der Winter ist vor der Thür. Die Zinsen hab' ich nicht zahlen können, und weil die Zeiten schlecht sind, werden die Leute zäh. Schon ist mir ein Zettel vom Huissier zugeschiedt worden, und wenn ich bis am Dienstag nicht achtzig Franken zusammenbring', so wird mir Alles versteigert. Ich bin ein verlorener Mann!“ Er konnte nicht weiter reden, das Weinen ersticke seine Stimme.

Das fiel dem braven Toni gewaltig auf's Herz. Er vergaß den Markt, seine eigenen Geschäfte, und bewegte in sich die Lage vom Husaren-Karl. Das Mitleid und die Vorsicht stritten miteinander in seinem Gemüth.

Das Mitleid sprach: Wegen achtzig Franken Alles verlieren, das ist arg; und noch dazu die Frau krank! Halt, du hast da gerade die achtzig Franken, die er braucht, in der Tasche.

Die Vorsicht wendete ein: Ja, aber er ist dir schon vierzig Franken schuldig.

Das Mitleid: Freilich wohl! Allein, der arme Mann! ich bin verloren, hat er gesagt.

Die Vorsicht: Du bist nicht Schuld daran. Jeder sorgt für sich.

Das Mitleid: Bedent's, wenn du selbst in der Noth wärest, und es würde dir Jemand helfen, wie wärest du froh!

Die Vorsicht: Denk' an deine eigene Familie!

Das Mitleid: Willst du deinen Kameraden zu Grund gehen lassen! Vertraue auf Gott, und gib ihm das Geld.

Der Toni war auf dem Punkt dem Mitleid zu folgen, und schon hatte er die Hand in der Tasche, als die Vorsicht ihn aufhielt: Was wird deine Frau sagen!

Dieser Gedanken erschreckte den Toni, denn seine Frau war wohl eine tüchtige Haushälterin, aber mehr zur Vorsicht geneigt als zum Mitleid.

Dennoch siegte bei ihm das Mitleid; er winkte dem Karl, gab ihm die achtzig Franken, ohne ein Wort zu sagen, und entfernte sich in großer Gemüthsbewegung, und mit der Frage beunruhigt: Hast du recht gehandelt, oder unrecht?

In schwerer Besorgniß ging er den Berg hinauf nach seinem Dorf, und je näher er seinem Hause kam, je banger ward's ihm vor dem Empfang seiner Frau. Diese lief schon eine Weile voll Ungeduld hin und her, und stand eben vor der Thür, in der Erwartung einen Wagen mit Kartoffeln anfahren zu sehen. Als sie aber von Weitem ihren Mann kommen sah, ohne Wagen, da war ihre Bestürzung grenzenlos. Der Toni nahte, geschlagen, wie ein Missethäter, und versuchte, das Geschehene ihr zu erklären. Als die Frau die Sache verstand, wurde sie ganz wüthend. Vierzehn Tage lang redete sie kein Wort mit ihrem Manne, und noch lange nachher machte sie ihm die bittersten Vorwürfe. Um die Prüfung des ehrlichen Toni noch vollständig zu machen, bekamen zwei seiner Kinder das Nervenfieber, und die Familie kam in große Noth. „Und doch,“ — fügte der wackere Zimmermann freudig hinzu, als er, lange nachher, die Geschichte mir erzählte, — „haben wir nie Hunger gehabt; man hätte gemeint, unser Herr Gott halte zu uns.“

Freilich hat Er zu euch gehalten, du treues, edles Herz!

Der soeben erzählten wahren Geschichte, die ihm ein guter, alter Freund zugesandt, fügt der Bote schließlic noch bei, daß die heiden Männer heute noch leben; der Husaren-Karl hat dem Toni Alles zurückbezahlt, und hat's jetzt gut, weil seine Kinder gerathen sind und für ihn sorgen.

### Frankreich und England im Monat August 1865.

(Mit einer großen Abbildung.)

Lange hat der Bote hin und her gedacht, was er wählen solle zum großen Bilde seines Kalenders für 1866, und faßte endlich den Gedanken, seinen lieben Lesern einmal das Schauspiel einer mächtigen und großartigen Meeresflotte zu geben, was für Manchen etwas ganz Neues sein dürfte. Die nachbarliche und friedliche Zusammenkunft französischer und englischer Kriegsschiffe, ganz mit starkem Eisen bepanzert, an dem die Kugeln fruchtlos abprallen, bot die erwünschte Gelegenheit diesen Plan auszuführen,

und somit prangen nun Frankreichs und Englands Geschwader, mit ihren hohen Masten, Segeln und Lafetwerk und gezogenen Kanonen, vor den Blicken des geneigten Lesers. Im Laufe des Monats August 1865 vereinigten sich die mächtigen, schwimmenden Häuser, in denen, trotz des regen Lebens und Treibens, die größte und pünktlichste Ordnung waltet, vor Cherburg und vor Brest, den festen und sichern Seehäfen der Normandie und der Bretagne, an den Ufern des unendlichen Ozeans, im Westen von Frankreich gelegen.

Dieses Zusammentreffen französischer und britischer Kriegsschiffe war, wie schon gesagt, ein friedliches und freundschaftliches; nicht immer ist es so gewesen, und gar oft herrschte blutiger Krieg, zu Wasser und zu Land, zwischen den beiden großen Nationen, die bloß durch eine sechs Stunden breite Meerenge von einander getrennt sind. Von den frühesten Zeiten an, bis zum Jahre 1815, in welchem die denkwürdige, furchtbare Schlacht von Waterloo geschlagen wurde, standen Frankreich und England sich feindlich gegenüber und bekämpften sich oft auf Tod und Leben. Heute aber, Gott sei's gedankt, ist's anders geworden, und Eintracht und Frieden und gute Nachbarschaft vereinigen die Söhne Frankreichs und Englands zu einem großen Ganzen; und bleiben sie ungetrennt, halten sie treulich und fest zusammen, so kann die, glücklicher Weise, in Europa herrschende Ruhe niemals auf lange gestört werden, denn ihr Wort und, wenn's nöthig wäre, ihr Einschreiten, haben vollauf Kraft und Gewalt, was die Russen erfahren haben vor zehn Jahren in den fernen Ebenen der Krimm und hinter den für unüberwindbar gehaltenen Mauern und Thürmen und Wällen Sebastopols.

Von den Festlichkeiten welche die friedliche Zusammenkunft der beiden Flotten in Cherburg, Brest und, schließlic, in Portsmuth, dem englischen Seehafen, hervorgerufen haben, will jetzt der Bote seinen lieben Lesern ein wenig erzählen, muß aber, da er aus guten Gründen nicht selbst Augenzeuge davon gewesen, sich an die Berichte halten, welche die Zeitungen darüber geliefert.

Unterm 14. August wurde aus Cherburg geschrieben: Bei Tagesanbruch erblickt man auf der ganzen Hafenecke kleinere und größere Meereschiffe, worunter auch viele Dampfer, die während der Nacht von allen Seiten her angelangt sind. Die englischen Reisenden, welche die größte Zahl der Neuangekommenen bilden, er-



klettern, beim Aufgang der Sonne, die Decken der Schaufelräder, die Beherztesten sogar das Takelwerk, und rufen aus voller Kehle: „Hurrah! Hoch leben die Franzosen!“ Leider hat der Himmel seinen Regenmantel umgeschlagen und es windet stark.

Um sieben Uhr Morgens verläßt das Admiralschiff der französischen Flotte, der Magenta, seinen Ankerplatz und nähert sich dem Hasendamm, um den erwarteten englischen Schiffen größeren Raum zum Einlaufen zu gestatten; die bepanzerten Fregatten Flandern und die Held in halten sich in seiner Nähe.

Bald nach zehn Uhr langt Prinz Narat, ein Vetter des Kaisers Napoleon, mit seiner Familie von Trouville an, und begibt sich an Bord des Dampfschiffes Cuvier, welches der Kaiser ihm zur Verfügung gestellt hat für die ganze Dauer der bevorstehenden Festlichkeiten. Prinz Narat gibt zu verstehen, daß er das strengste Incognito beobachten wolle.

Der Minister des Seewesens und der Kolonien Frankreichs, Herr Marquis von Chasseloup-Laubat, kommt gegen elf Uhr von Paris an, und wird am Bahnhofe von sämtlichen Behörden empfangen.

Bald nachher erblickt man von Osten das englische Geschwader, das aus zwei Abtheilungen besteht, wovon eine von Portsmouth, die andere von Portland abgesegelt, und die sich nun Beide in der Gegend von Cherburg vereinigen.

Der französische Marine-Minister besiegt das für ihn in Bereitschaft gehaltene Schiff, die Königin Hortensia, und bald nach ein Uhr wehet die Flagge vom großen Mast her nieder und wird mit allgemeinem Jubel und neunzehn Kanonenschüssen begrüßt. Der Regen hat aufgehört, aber der Wind bläst immer noch scharf. Die bepanzerte französische Flotte hält sich bereit, das auf Besuch herannahende, englische Geschwader zu empfangen.

Gestern, den 13. August, wurde der sämtlichen Schiffsmannschaft folgender Tagesbefehl vorgelesen:

„Offiziere und Matrosen,  
„Morgen erscheint das englische Geschwader vor Cherburg.

Es will, mit uns vereint, das Namensfest des Kaisers feiern.

Dieses, der Volksthümlichkeit unser glückreicher Landesherren gegebene Zeugniß, bekundet zugleich die Gefühle treuherziger Uebereinstimmung, welche die beiden Länder und ihre Seemänner vereinigt.

Wir wollen's uns Allen herzlich angelegen sein lassen, durch freundliche und gastliche Aufnahme den Verein immer fester zu knüpfen, der so fruchtbar ist für die Wohlfahrt der Völker, und der morgende Tag soll, mit dem Jubelruf: Es lebe der Kaiser! das unverbrüchliche Siegel darauf drücken!

An Bord des Magenta, auf der Rhede von Cherburg, den 13. August 1865.

Der Contre-Admiral, Oberbefehlshaber der bepanzerten Flotte,  
De La Roncière Le Noury.

Vorstehender Tagesbefehl wird der versammelten Schiffsmannschaft während der heutigen Mitternacht vorgelesen werden.

An Bord des Magenta, den 13. August 1865.

Auf Befehl des Admirals,  
der Stabskommandant,  
Pierre, Fregattenkapitain.

Dieser Tagesbefehl hat die beste und günstigste Wirkung hervorgebracht auf die französischen und englischen Geschwader und auf die Bevölkerung der Stadt Cherburg.

Gegen vier Uhr fahren unzählige Yachten und Dampfschiffe dem englischen Geschwader entgegen, trotz eines starken Süd-West-Windes, und als die beiden ersten Kriegsschiffe der willkommenen Gäste dem Hasendamm sich nähern, werden sie mit begeistertem Jubelruf begrüßt von der barrenden Menschenmenge. Ein prächtiges und großartiges Schauspiel!

Der Vortritt hält es nicht für notwendig die Namen all der vornehmen englischen Lords und Würdeträger zu nennen, die sich auf den herbeisegelnden Schiffen befanden; sie thun ja nichts zur Sache. Das Vorüberfahren der bepanzerten Schiffe der Briten, die, löblicher Weise, den Sonntag sogar auf dem Meere heilig halten und in Ruhe feiern, dauerte fast eine ganze Stunde lang, und ein Viertel nach fünf Uhr lagen alle auf der Rhede vor Anker, worauf die gegenseitigen Besuche und Begrüßungen begannen und fortbauerten bis spät am Abend, der beinahe zum hellen Tage wurde durch die allüberall angezündeten Freudenfeuer.

Am 15. August, dem Festtage des Kaisers Napoleon, erschollte froher Jubel zu Land und zu Meer, aber auch dem allmächtigen Gott und Vater, dem Herrn der Herrscharen, wurde Preis und Anbetung gezollt. In der Heiligen Dreifaltigkeit-Kirche zu Cherburg wohnten die

Lords der englischen Admiralität und alle Oberoffiziere, nebst dem französischen Marineminister und den Admiralen, einer militärischen Messe bei, und während des feierlichen Tebeums erdröhnten die Kanonen der Batterien des Hafens und der französischen und englischen Kriegsschiffe. Nach der Messe war große Heerchau der Land- und Seetruppen auf dem Plage Napoleon, worauf sich sämtliche Festgäste zum glänzenden Mahle begaben, das ihnen der Minister im Stadthause anbot, und bei welchem Neben gehalten und Trinksprüche ausgebracht wurden auf immer festes und treues Zusammenhalten der beiden benachbarten Völker. Jamitten der zweiten Rhede, auf flachen Barken, waren die verschiedenen Stücke eines Feuerwerks geordnet worden, und als die Nacht hereinbrach, sprühten und schwirrten die funkelnden, hellleuchtenden Raketen und römischen Lichter zum dunkeln Himmel empor, während tausend und aber tausend Lämpchen die ganze, reg belebte Stadt erhellten. Dieses Schauspiel hat einen großartigen, wunderbaren Anblick gewährt.

Am folgenden Tage war ein großes Festessen auf dem Magenta, dem französischen Admiralschiff, und die vielen und hohen Gäste des Contre-Admirals, Baron von La Roncière Le Noury, wurden herrlich bewirthet, sanft und angenehm geschaukelt von den Wogen des Meeres.

Während so zu Cherburg Festlichkeiten, Gastmahl und wechselseitige Besuche von einem Schiffe zum andern sich drängten, strömten Schaulustige schon von allen Orten und Enden nach Brest, den zweiten französischen Seehafen, der sich den vereinigten Geschwadern eröffnen sollte, was am 20. August bei herrlichem Wetter und ruhigen Meere glücklich geschah. Unter den zu Land nach Brest gekommenen Gästen erregte der alte arabische Emir Abd-el-Kader, der einst so gefährliche Feind Frankreichs, die allgemeine Aufmerksamkeit.

Schon zwei oder drei Tage vor den vereinigten Flotten war der französische Marine-Minister in Brest angelangt, und Alles wurde zum gastfreundlichen Empfange bereitet. Hier waren die Festlichkeiten, die Gastmahl, die merkwürdigen und schenkwürthen Evolutionen der schweren Panzerschiffe wo möglich noch glänzender als zu Cherburg; sogar ein Ball fand Statt, bei dem die verschiedenartigsten und reichsten Uniformen der französischen und englischen Seemannner, und der kostbare Putz der Damen, den prachtvollsten Anblick gewährt haben sollen. Und wo meint der geneigte Leser wohl daß getanzt worden? Bei

einem Seefeste durfte oder konnte es natürlich nicht zu Land sein, und da wurde nun das Verdeck des französischen Schiffs, die Stadt Lyon, zu einem herrlichen, mit Blumen und Kränzen, Flaggen und Wimpeln geschmückten, und zauberhaft erleuchteten Ballsaal umgewandelt, und die gemutheten und gepuzten Tänzer und Tänzerinnen, statt, wie die gewöhnlichen Menschenkinder, zu Fuß oder in Kutschen zum Ball sich zu begeben, fuhrten in Schiffen vom Ufer aus dahin.

Von Brest aus segelten die Schiffe, nach beendigten Festen, mit Dampf und mit Wind über's Meer, dem großen englischen Seehafen Portsmouth zu, wofeldst alle, in den letzten Tagen des Monats August, glücklich und wohlbehalten ankerten. Auch der französische Marine-Minister, als Vertreter des Kaisers, machte dem gastfreundlichen England einen Besuch, und die Festlichkeiten aller Art, und die Beweise treuer, gegenseitiger Anhänglichkeit begannen auf's Neue, denn unmöglich konnten die Engländer in diesem Stücke hinter den Franzosen zurückbleiben. Sie wollten sich dankbar beweisen für den herzlichen Empfang, der ihnen an den französischen Meeresküsten zu Theil geworden, und Gleiches mit Gleichem vergelten.

Das rege, belebte Treiben und der Festjubiläum sind nun verhallen; die französischen und englischen Seemannner haben sich den Abschiedsgruß laut und donnernd zugerufen, und das Andenken an diese friedlichen Zusammenkünfte wird wohl so bald nicht erlöschen. Mögen diese gegenseitigen, freundschaftlichen Besuche auf den brandenden Wogen des Ozeans reichliche Früchte des Friedens und der Eintracht erblühen lassen, und immer fester das nachbarliche Band schlingen zwischen den beiden großen Nationen; einem solchen Bunde kann nur Gutes erwachsen!

#### König und Abt.

Ein guter Freund des Boten hat ihm folgende Anekdote mitgetheilt aus dem Leben des alten Fritz, des Preußenkönigs, die wohl den meisten geneigten Lesern unbekannt sein dürfte; dem Boten, der doch schon ziemlich viel gelesen, war sie's wenigstens. Damit aber das, was nun erzählt werden soll, besser verstanden werde, sehe die Bemerkung voran, daß der, welcher für immer in ein Kloster eintritt, seinen weltlichen Namen verliert und den Namen eines Heiligen, seines künftigen Schutzpatrons, erhält.

Der alte Preußenkönig pflegte, wenn er nach

flattern, beim Aufgang der Sonne, die Decken der Schaufelräder, die Beherztesten sogar das Takelwerk, und rufen aus voller Kehle: „Hurrah! Hoch leben die Franzosen!“ Leider hat der Himmel seinen Regenmantel umgeschlagen und es windet stark.

Um sieben Uhr Morgens verläßt das Admiralschiff der französischen Flotte, der Magenta, seinen Ankerplatz und nähert sich dem Hafendamm, um den erwarteten englischen Schiffen größeren Raum zum Einlaufen zu gestatten; die bepanzerten Fregatten Flandern und die Helén halten sich in seiner Nähe.

Bald nach zehn Uhr langt Prinz Murat, ein Vetter des Kaisers Napoleon, mit seiner Familie von Trouville an, und begibt sich an Bord des Dampfschiffes Eudier, welches der Kaiser ihm zur Verfügung gestellt hat für die ganze Dauer der bevorstehenden Festlichkeiten. Prinz Murat gibt zu verstehen, daß er das strengste Incognito beibehalten wolle.

Der Minister des Seewesens und der Kolonien Frankreichs, Herr Marquis von Chasse-Loup-Laubat, kommt gegen elf Uhr von Paris an, und wird am Bahnhofe von sämtlichen Behörden empfangen.

Bald nachher erblickt man gen Osten das englische Geschwader, das aus zwei Abtheilungen besteht, wovon eine von Portsmouth, die andere von Portland absegelt, und die sich nun Beide in der Gegend von Cherburg vereinigen.

Der französische Marine-Minister besiegt das für ihn in Bereitschaft gehaltene Schiff, die Königin Hortensia, und bald nach ein Uhr wehet die Flagge vom großen Mast herunter und wird mit allgemeinem Jubel und neunzehn Kanonenschüssen begrüßt. Der Regen hat aufgehört, aber der Wind bläst immer noch scharf. Die bepanzerte französische Flotte hält sich bereit, das auf Besuch herannahende, englische Geschwader zu empfangen.

Gestern, den 13. August, wurde der sämtlichen Schiffsmannschaft folgender Tagesbefehl vorgelesen:

„Offiziere und Matrosen,

„Morgen erscheint das englische Geschwader vor Cherburg.

Es will, mit uns vereint, das Namensfest des Kaisers feiern.

Dieses, der Volksthümlichkeit unsers glorreichen Landes Herrn gegebene Zeugniß, bekundet zugleich die Gefühle treuherziger Uebereinstimmung, welche die beiden Länder und ihre Seemänner vereinigt.

Wir wollen's uns Allen herzlich angelegen sein lassen, durch freundliche und gastliche Aufnahme den Verein immer fester zu knüpfen, der so fruchtbar ist für die Wohlfahrt der Völker, und der morgende Tag soll, mit dem Jubelruf: Es lebe der Kaiser! das unverbrüchliche Siegel darauf drücken!

An Bord des Magenta, auf der Rhede von Cherburg, den 13. August 1865.

Der Contre-Admiral, Oberbefehlshaber der bepanzerten Flotte,  
De La Roncière Le Noury.

Vorstehender Tagesbefehl wird der versammelten Schiffsmannschaft während der heutigen Musterung vorgelesen werden.

An Bord des Magenta, den 13. August 1865.

Auf Befehl des Admirals,  
der Stabskommandant,  
Pierre, Fregattenkapitain.

Dieser Tagesbefehl hat die beste und günstigste Wirkung hervorgebracht auf die französischen und englischen Geschwader und auf die Bevölkerung der Stadt Cherburg.

Gegen vier Uhr fahren unglückliche Dachten und Dampfschiffe dem englischen Geschwader entgegen, trotz eines starken Süd-W.-st.-Windes, und als die beiden ersten Kriegsschiffe der willkommenen Gäste dem Hafendamm sich nähern, werden sie mit begeistertem Jubelruf begrüßt von der harrenden Menschenmenge. Ein prächtiges und großartiges Schauspiel!

Der Vort hält es nicht für nothwendig die Namen all der vornehmen englischen Lords und Würdeträger zu nennen, die sich auf den herbeisegelnden Schiffen befanden; sie thun ja nichts zur Sache. Das Vorüberfahren der bepanzerten Schiffe der Britten, die, löblicher Weise, den Sonntag sogar auf dem Meere heilig halten und in Ruhe feiern, dauerte fast eine ganze Stunde lang, und ein Viertel nach fünf Uhr lagen alle auf der Rhede vor Anker, worauf die gegenseitigen Besuche und Begrüßungen begannen und fort dauerten bis spät am Abend, der beinahe zum hellen Tage wurde durch die allüberall angezündeten Freudenfeuer.

Am 15. August, dem Festtage des Kaisers Napoleon, erschallte froher Jubel zu Land und zu Meer, aber auch dem allmächtigen Gott und Vater, dem Herrn der Heerschaaren, wurde Preis und Anbetung gezollt. In der Heiligen Dreifaltigkeits-Kirche zu Cherburg wohnten die

Korbs der englischen Admiralität und alle Oberoffiziere, nebst dem französischen Marineminister und den Admiralen, einer militärischen Messe bei, und während des feierlichen Ledeuums erdröhnten die Kanonen der Batterien des Hafens und der französischen und englischen Kriegsschiffe. Nach der Messe war große Heerschau der Land- und Seetruppen auf dem Plage Napoleon, worauf sich sämmtliche Festgäste zum glänzenden Mahle begaben, das ihnen der Minister im Stadthause angebot, und bei welchem Reden gehalten und Trinksprüche ausgebracht wurden auf immer festeres und treueres Zusammenhalten der beiden benachbarten Völker. Inmitten der weiten Rhede, auf flachen Barken, waren die verschiedenen Stücke eines Feuerwerks geordnet worden, und als die Nacht hereinbrach, sprühten und schwirrten die funkelnden, hellleuchtenden Raketen und römischen Lichter zum dunkeln Himmel empor, während tausend und aber tausend Lämpchen die ganze, regbelebte Stadt erhellten. Dieses Schauspiel hat einen großartigen, wunderbaren Anblick gewährt.

Am folgenden Tage war ein großes Festessen auf dem Magenta, dem französischen Admiralschiff, und die vielen und hohen Gäste des Contre-Admirals, Baron von La Roncière Le Noury, wurden herrlich bewirthet, sanft und angenehm geschaukelt von den Wogen des Meeres.

Während so zu Cherburg Festlichkeiten, Gastmahle und wechselseitige Besuche von einem Schiffe zum andern sich drängten, strömten Schaulustige schon von allen Orten und Enden nach Brest, den zweiten französischen Seehafen, der sich den vereinigten Geschwadern eröffnen sollte, was am 20. August bei herrlichem Wetter und ruhigem Meere glücklich geschah. Unter den zu Land nach Brest gekommenen Gästen erregte der alte arabische Emir Abd-el-Kader, der einst so gefährliche Feind Frankreichs, die allgemeine Aufmerksamkeit.

Schon zwei oder drei Tage vor den vereinigten Flotten war der französische Marine-Minister in Brest angelangt, und Alles wurde zum gastfreundlichen Empfange bereitet. Hier waren die Festlichkeiten, die Gastmahle, die merkwürdigen und sehenwerthen Evolutionen der schweren Panzerschiffe wo möglich noch glänzender als zu Cherburg; sogar ein Ball fand Statt, bei dem die verschiedenartigsten und reichsten Uniformen der französischen und englischen Seemänner, und der kostbare Puz der Damen, den prachsvollsten Anblick gewährt haben sollen. Und wo meint der geneigte Leser wohl daß getanzt worden? Bei

einem Seefeste durste oder konnte es natürlich nicht zu Land sein, und da wurde nun das Verdeck des französischen Schiffs, die Stadt Lyon, zu einem herrlichen, mit Blumen und Kränzen, Flaggen und Wimpeln geschmückten, und zauberhaft erleuchteten Ballsaal umgewandelt, und die gemutheten und gepuzten Tänzer und Tänzerinnen, statt, wie die gewöhnlichen Menschenkinder, zu Fuß oder in Kutschen zum Ball sich zu begeben, fuhren in Schiffen vom Ufer aus dahin.

Von Brest aus segelten die Schiffe, nach beendigten Festen, mit Dampf und mit Wind über's Meer, dem großen englischen Seehafen Portsmouth zu, wobei alle, in den letzten Tagen des Monats August, glücklich und wohlbehalten ankerten. Auch der französische Marine-Minister, als Vertreter des Kaisers, machte dem gastfreundlichen England einen Besuch, und die Festlichkeiten aller Art, und die Beweise treuer, gegenseitiger Anhänglichkeit begannen auf's Neue, denn unmöglich konnten die Engländer in diesem Stücke hinter den Franzosen zurückbleiben. Sie wollten sich dankbar bereisen für den herzlichen Empfang, der ihnen an den französischen Meeresküsten zu Theil geworden, und Gleiches mit Gleichem vergelten.

Das rege, belebte Treiben und der Festjubil sind nun verhallt; die französischen und englischen Seemänner haben sich den Abschiedsgruß laut und donnernd zugerufen, und das Andenken an diese friedlichen Zusammenkünfte wird wohl so bald nicht erlöschen. Mögen diese gegenseitigen, freundschaftlichen Besuche auf den brandenden Wogen des Ozeans reichliche Früchte des Friedens und der Eintracht erblühen lassen, und immer fester das nachbarliche Band schlängen zwischen den beiden großen Nationen; einem solchen Bunde kann nur Gutes entwachsen!

### König und Abt.

Ein guter Freund des Boten hat ihm folgende Anekdote mitgetheilt aus dem Leben des alten Fritz, des Preußenkönigs, die wohl den meisten geneigten Lesern unbekannt sein dürfte; dem Boten, der doch schon ziemlich viel gelesen, war sie's wenigstens. Damit aber das, was nun erzählt werden soll, besser verstanden werde, stehe die Bemerkung voran, daß der, welcher für immer in ein Kloster eintritt, seinen weltlichen Namen verliert und den Namen eines Heiligen, seines künftigen Schutzpatrons, erhält.

Der alte Preußenkönig pflegte, wenn er nach

## Kleine Ursache, große Wirkung.

(Gabe einer Freundin.)

Schlesien zur Revue oder Heerschau reiste, in einem Kloster, man sagt, es war das von Camenz, auszuspannen und sich mit dem dortigen Abt, einem feinen Manne, den er persönlich liebte, zu unterhalten. Der Abt starb; sein Nachfolger war ein Mann ohne Bildung. Als er an des Königs Wagen zum Empfang kam, benahm er sich ziemlich linksch und ungeschickt, doch fragte ihn der König, der ihn einige Male hart angelassen hatte, wahrscheinlich um das wieder gut zu machen, ob er sich eine Gunst für das Kloster erbitten wolle? Auf diese gnädige Frage war der arme Abt nicht gefaßt. Da fällt ihm in seiner großen Verlegenheit plötzlich und siedendheiß ein, daß eben aus dem Chor des Klosters der Bassänger gestorben sei, daß der König viel für italienische Sängere thue, und er bittet drum, ob er ihm nicht einen Bassänger verschaffen könne. Der König erwiderte auf diese sonderbare Bitte: „Ich werde Euch einen aus Neustadt an der Dosse schicken!“ Dort hatte nämlich der alte Fritz ein Bestüte von Mauleseln errichtet. Der Abt jedoch, welcher glaubte, in Neustadt sei eine königliche Gesangschule, antwortete mit einer tiefen Verbeugung: „Majestät! das Kloster wird das erlauchte Geschenk mit dem demüthigsten Dank empfangen und anerkennen, und der Ueberfandte soll, zur ewigen dankbaren Erinnerung, den Namen Fridericus Secundus bekommen.“

Da biß der König die Lippen zusammen, wandte sich schnell ab, befahl dem Kutscher: „Fahr zu!“ und sagte dann zum Fürsten von Hohenlohe, der neben ihm saß: „Das hat man von solchen mauvais plaisanteries!“ Er liebte es, französische Wörter in seine Reden zu mischen.

Der Abt hat aber wohl nie erfahren, welchen gewaltigen Bock er geschossen, und lange vergeblich auf Fridericus Secundus gehofft, denn auch Friedrich der Zweite ließ seitdem nicht wieder in diesem Kloster umspannen.

## Mittel, die Pferde vor den Fliegen zu schützen.

Ich kenne deren zwei. Das eine besteht darin, das Pferd mit Kürbisblättern abzureiben. Das zweite ist folgendes: Nimm Auslaub, koche dasselbe in Wasser ab und wasche dann mit diesem das Pferd. — Ich, für mein Theil, gebe dem zweiten Rezept den Vorzug. M. M.

Es ist Heuernte; das Dorf scheint wie ausgestorben, nur hie und da sitzt eine alte Großmutter und hütet die kleinen, wilden Enkelin. Doch auch der Peterbauer ist daheim, ein rüstiger Mann in den Dreißigen. Morgens war er mit seinen Leuten auf die Wiese gegangen und hatte mähen helfen. Mit kräftigen Streichen hatte er das thaunasse Gras in dustende Schwaden hinter sich gelegt. Auch beim Frühstück hatte er draußen tüchtig zugegriffen, und sich dann, wie die Andern, zum Ausruhen auf die frischgeschorene Matte gelegt. Da kam eine Fliege und setzte sich auf seine hochgeröthete Wange; halb schlafend fühlte der Peterbauer erst dann das Insekt, als es seinen Stachel ihm in die Haut bohrte und ein tödtliches Gift mittheilte. Obgleich bald darauf eine leichte Geschwulst sich zeigte, ging der arbeitsame Mann doch wieder an die dringende Arbeit, aber er fühlte sich unwohl; müßig meist ruhte die Sense in seinen Händen. Es überließ ihn kalt mitten im brennenden Sonnenschein, dann war's ihm wieder als ränne Feuer, statt Blut, in seinen Adern; bang klopfte sein Herz in der mühsam athmenden Brust. Schrecklicher Durst quälte ihn, so daß er den Bach hätte austrinken mögen, der unten am Gut vorbeilief. Als seine Frau Nachmittags auf die Wiese kam, sagte er: „Grethe, es ist mir nicht gut; bleib' du da, ich will eine Weile auf's Bett liegen; vielleicht wird's mir besser, wenn ich in Schweiß komme.“

Unsicher schwankte der kräftige Mann über Matten und Felder; es war ihm zu Muth als tanze der Boden unter seinen Füßen. Zitternd blieb er manchmal stehen um Athem zu schöpfen. „Dwär' ich nur daheim!“ seufzte er oft. Endlich gelangte er an die Hofthür, und nur mit Mühe vermochte er sie zu öffnen. Er schleppte sich an den Röhrbrunnen und trank mit vollen Zügen das eisige Wasser. Wie im Traume kam er ans Bett und fiel erschöpft und matt auf dasselbe nieder; seine Augen schlossen sich zum Schlaf, doch schlafend selbst konnte er keine Ruhe finden. Ihm träumte, er habe sich verirrt und sei, statt in sein Haus, in einen großen Bienenkorb geschlüpft, wo die erzürnten Thierchen alle mit ihren Stacheln über ihn herfielen.

In höchster Qual erwachte der Kranke und stieß einen bangen Angstschrei aus, während kalter Schweiß auf seiner Stirne stand, der klebrig hängen blieb auf der Haut.

Erschrocken bebt seine Frau zurück, als sie Abends den Bettumbang wegzog um nach ihrem Manne zu schauen, so verändert hatte er sich seit Mittag! Da wo die Fliege hingestochen, hatte sich auf der Wange ein Geschwür gebildet, schwarzroth, mit dunkelbraunem Rande; der ganze Kopf war hoch aufgeschwollen. Jammernd und weinend schlug die arme Grethe die Hände zusammen, war jedoch bedacht genug, einen der Knechte eilig in die Stadt zu schicken, um den Arzt zu holen. Noch unter dem Hofthor rief sie dem Burschen zu: „Fahr' drauf los, so stark du kannst!“

Bald erschien der sehnlich erwartete Doktor. Kopfschüttelnd betrachtete er den Kranken, verordnete wohl auch eine Arznei, doch als ihn die bekümmerte Frau draußen im Hofe fragte, was seine Meinung sei, da sagte er mitleidig: „Ich bin Euch die Wahrheit schuldig; Euer Mann ist nicht mehr zu retten! Der Stich in der Wange rührt von einer Fliege her, die kurz zuvor auf einem verfaulten Was gefressen. Schon ist das Gift in Eures Mannes Blut, und da hilft kein Mittel mehr!“

Der geneigte Leser mag sich den Jammer denken der nun in diesem, noch vor wenigen Stunden so glücklichen Hause herrschte! Verzweifelt warf sich die Frau über das Bett des Bewußtlosen; sie meinte, sie müsse ihn zurückhalten im Leben, wo er noch so nothwendig war; sie glaubte, sie könne das schon erkaltete Herz des Sterbenden noch erwärmen! Die Kinder jammernten und weinten; das Gefinde stand, wie vom Blitze gerührt, in der Küche, im Stalle, im Hofe.

Das Mittel, welches der Arzt verordnet, war bloß eine Linderung, die den Todeskampf erleichtern sollte. Manchmal lag der arme Peterbauer ganz bewußtlos, dann fuhr er plötzlich wieder auf und wehrte mit verzweifeln dem Schrei den Bienen, die, wie er meinte, über ihn herfielen. Selten nur drang noch ein Lebensstrahl aus den gebrochenen Augen, doch, wenn solches geschah, da war's herzzerreißend mit welcher Behmuth der Blick auf den Seinigen ruhte.

Nach und nach wurden die Füße und die Hände kalt; um das Geschwür herum wurde die Wange wie todt. So zog sich die schreckliche Todesfalte der Brust immer näher und näher, bis, nach sechsunddreißigstündigem Leiden, das Herz selbst davon ergriffen wurde und — stille stand!

Laß mich schweigen, lieber Leser, von dem was nun folgte. Wenn du noch keinen Verlust

dieser Art erlitten, könntest du solches nicht begreifen, denn zu diesem Weh hat die Sprache keine Worte. Hast du etwa schon erfahren wie wehe das Scheiden thut, so will ich deinen Schmerz nicht erneuern.

Des Peterbauern Krankheit ist kein unbekanntes Uebel mehr. Früher wußte man nicht, woher dieser plötzliche, schreckliche Tod kam. Wenn dergleichen sich ereignete, zuckte wohl Mancher die Achseln und meinte, dieses oder jenes alte Weib könnte mehr als Brod essen, und mit natürlichen Dingen ginge solches nicht zu. Heute aber weiß man, daß diese furchtbare Krankheit meistens durch den Stich einer Fliege verursacht wird, die auf einem Was gefressen. Nicht die Fliege selbst ist giftig, sondern blos der Stoff den sie an ihren zarten Füßchen und an ihrem feinen Stachel mitbringt. Dieses Gift vermischt und vermengt sich, durch den Stich, mit dem Blute, und so wird der Mensch, ohne sein Wissen, vergiftet, und ein fürchterlicher Tod sein Loos.

Wird Jemand auf diese Art gestochen, und nimmt der Stich das schwarzrothe Aussehen an, das den Krebschäden eigen ist, so sende man eilig nach ärztlichem Rath, nach ärztlicher Hülfe. Noch ehe der Doktor aber kommt, nehme man ein Eisen, sey's auch die Feuerzange, lasse es im Feuer roth werden und drücke es sodann auf den Stich. Dies ist das einzige Mittel, den Fortschritt des unheilvollen Uebels zu hemmen. Sehr schmerzhaft wohl ist dieses Mittel, allein urtheilet selbst, lieber Vater, liebe Mutter: Ziehet ihr vor euer Kind im Sarge, oder nur gebrannt zu sehen?

(Neulich hat der Bote irgendwo gelesen, daß Ohrenschmalz, wenn man's gleich auf solch einen giftigen Stich legt, er möge von Fliegen, Bienen oder Wespen herrühren, sehr lindernd und heilsam sein soll. Dieses einfache Mittel trägt Jedermann immerfort bei sich.)

Jetzt noch eins, geneigter Leser! Hast du nicht schon an Waches Rand junge Käzchen gefunden, auf denen die Mücken, dieses arge Geschmeiß, haufenweise gefressen? Oder hast du nicht gar selbst schon die Ratte, welche du mit aus dem Keller gebracht, leichtsinnig auf den Misthaufen geworfen, so daß sie den Schmeißfliegen zur Beute wurde? Auch der verendete Hund wird nicht selten in die Mistlache geworfen, und schwimmt darauf herum, oder ein Schwein, das einer Krankheit unterlegen, wird nur leichtsinnig verlockt, also daß hier ein Ohr und dort ein Fuß zum Vorschein kommt, und Hunde und

Ragen Nachts Mestag bei demselben halten können. Die Flurschützen oder Bannwarte, welche Mantwürfe fangen, müssen solche vergraben, so thue du doch auch was du kannst, um von dir und deinen Nebenmenschen gräßliche Gefahr ferne zu halten. Wenn Jemand dich angreift, kannst du dich wehren; einem Fliegenfisch kannst du nur selten ausweichen!

Weil ich doch von geheimnißvollen, schädlichen Kräften spreche, die in der Natur liegen, so will ich auch von den Weinstöcken reden, welche die Krankheit gehabt haben, das Nidium benamst. Bewundert sich der Rebmann beim Schneiden solcher Stücke, also daß der Rebsaft mit dem Blute sich vermengt, so soll dieser Schnitt eben so gefährliche Folgen haben als der giftige Fliegenfisch. Du siehst, liebe Seele, der Tod fliegt in der Luft herum und sitzt im Saft der Reben, darum erkenne, daß es von einer Stunde zur andern aus sein kann mit uns, und bete mit dem Psalmdichter: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

#### Bedeutende Milchersparniß bei der Kalberzucht.

Meine Nachbarin hat vor drei Jahren den ersten Preis erhalten für eine junge Kuh, die sie selbst groß gezogen. Als ich ihr Glück wünschte, da lachte sie und sagte: „Es ist halt eine neumodische!“ Wie so? fragte ich, und die Antwort lautete: „Ich habe sie auf eine ganz neue Art groß gezogen, und daß diese Art nicht schlecht ist, sehet Ihr.“ Da mir wegen, lieber Leser, machte ich meiner Nachbarin den Hof, und kam so zu folgendem Rezept:

Sobald das Kalb vier Tage alt ist und durch das Saugen gehörig abgeführt und ausgeputzt, so gebe man ihm, Morgens und Abends,  $\frac{3}{4}$  Milch und  $\frac{1}{4}$  Heuthee milchwarm zu trinken; nach weiteren vier Tagen,  $\frac{1}{2}$  Milch und  $\frac{1}{2}$  Heuthee, so daß das Kalb, nach vier Wochen,  $\frac{1}{4}$  Milch und  $\frac{3}{4}$  Heuthee erhält. Hier fange man an, ihm eine Handvoll Heu zu geben; oder es auf einen Grasplatz zu treiben. Fängt, nach Ende des Monats, das Kalb zu fressen an, so kann man die Milch abrahmen und nach Gutedünken ihm dieses Getränk, während einiger Wochen, Morgens und Abends geben.

Die Bereitung des Heuthees geschieht, indem man ein Gefäß mit kräftigem Heu füllt, solches mit kochendem Wasser anbrüht und sodann

sorgsam und fest zudeckt. Nach Verlauf einiger Stunden enthält dieses Wasser die ganze Kraft und Eigenschaft des Heus. Zur Erhaltung dieses Thees sind die Heublumen sehr vorthelhaft, vorläufig vom Staube gereinigt und statt des langen Heus angebrüht.

Wer sich dazu berufen fühlt, der probire der Nachbarin Rezept; kostspielig ist's nicht und kann auch nichts schaden. M. M.

#### Mittel, guten Essig selbst zu verfertigen.

Zu diesem Zweck nimmt man ein Fäßchen von Steingut, ziemlich groß, denn es darf nie mehr als zu dreiviertel voll sein. Man legt in dasselbe ein Stück frisches Brod oder eine Handvoll Weizen, Sauerteig zu hochdeutsch, gießt dann lauwarmen Wein darüber und, etwa auf drei Maas Wein, einen Schoppen Hefenbranntwein. Im Winter muß das Fäßchen hinter dem Ofen oder auf dem warmen Heerde stehen; im Sommer, auf dem Speicher, da die Sonne am heißesten auf die Siegel brennt. Noch ist zu bemerken, daß man nicht heute einen Schoppen Essig nimmt, und morgen wieder einen. Man muß eine gehörige Quantität auf einmal abziehen und wieder durch eben so viel lauwarmen Wein ersetzen. Wenn, nach fünf bis sechs Jahren, der Essig trübe herausfließt, so leere man das Fäßchen und setze Neuen an.

Weil den armen Frauen nachgesagt wird, daß der Essig da am schärfsten ist, wo die Hausfrau am bösesten, so rathe ich den verleumdeten Weibern, daß sie den Essig ausschließlich von ihren Männern besorgen lassen, und die Erfahrung wird lehren, welches Geschlecht die besten Essigfabrikanten zu liefern vermag. M. M.

#### Sicheres Mittel, einen doppelten Ertrag von den Rebstöcken zu erhalten.

Im Frühjahr, wenn das Auge seinen Samen getrieben hat, muß man den Trieb zwei Augen über dem letzten Samen abknippen. „Das ist ein Leichtes!“ denkt Mancher. Halt, Alter, so geht's nicht! Wolltest du zu deinem Händel sagen: „Geh' naus in den Osterberg und brich die Spitzen an den Gerten ab, zwei Blatt über dem letzten Samen,“ so würde dieß dich nicht übel reuen im nächsten Frühjahr. Diese Arbeit kann nur von Jemanden verrichtet werden, der selbst die Reben schneidet, denn die Schnittgerte, oder, noch besser, zwei, müssen unberührt bleiben.

Die Ausschläge unten am Stock, und überhaupt am alten Holz, mußt du auch sorgfältig abnehmen, dem Grundsatz gemäß: „Wer nicht will arbeiten, soll auch nicht essen.“ Diese Schöße sind nämlich Faulenzler, wie's leider auch unter den Menschen gibt, die den traubentragenden Äugen den nöthigen Saft entziehen. Doch auch hier darf nur eine erfahrene Hand walten, weil's oft nöthig ist, daß man am gehörigen Ort einen Ausschlag stehen lasse, um nächstes Jahr einen Zapfen daraus zu schneiden. Die Trauben reifen wenigstens acht Tage früher als auf die alte Art, weil Luft und Sonne freieren Zugang zu den Früchten haben. Unternehme das Geschäft nicht zu spät, zum Beispiel, nach dem Blühen, sonst gib't's Herlinge, und daß dies nichts Gutes ist, sagt schon der Prophet Jesaias, Kapitel 3, Vers 2—4, auch Jeremias schreibt davon, Kapitel 31, Vers 29 und 30.

Daß die Arbeit sich reichlich lohnt, hat der Bote selber erfahren. Er hat nämlich — aufrichtig gestanden, nur in Gedanken — an seinem Hause ein Stücklein Reben das zu seinem Schöppllein wohl hinreicht, aber er soll den guten Freunden, die ihn besuchen, auch ein Gläschen anbieten, oder im Herbst einen Keller voll Trauben vorsehen, und da ging's oft gar knapp zu. Da hat er sich an's Werk gemacht und die neue Art richtig erprobt gefunden. Bei der alten Manier gib't's viel Holz und wenig Wein, bei der neuen, gib't's viel Wein und wenig Holz. Jetzt wähle!

M. M.

#### Ameisen von jungen Bäumen fern zu halten.

Allgemein bekannt ist's, wie diese geschäftigen Thierchen besonders Aprikosen- und Pfirsichbäumen Schaden thun. Gar gerne gehen sie an diejenigen Bäume, welche schon einen Krankheitsstoff in sich haben und harzen. Bleibt nun solch eine Pflanze den tausend und abermal tausend Strichen der Ameisen preisgegeben, so ist sie verloren. Nehme drum einen Köffel voll Honig, oder auch Sirup, löse denselben in einem halben Schoppen lauen Wassers auf, fülle Apothekergläschen zur Hälfte mit dieser Flüssigkeit und hänge sie an die Bäumlein. Der Rand des Gläschens muß mit Honigwasser bestrichen werden, damit die nach Süßigkeit lüfternen Ameisen schmecken, was das Gläschen enthält.

M. M.

#### Höfliche Antwort!

Der Erzherzog Johana von Oesterreich begnüete einmal, als er einsam und allein, in einfacher Kleidung, auf einem Jagdzuge streifte, zwei Bauern: „Na, guter Freund, bekommen wir heute noch Regen?“ fragt er leutselig den Einen. „Sack an' Himmel n'auf, dummes Vieh, so siehst's selber!“ war des Gefragten barsche Antwort. Als der Erzherzog, still vor sich hinlächelnd und gutmüthig den Kopf schüttelnd, vorübergegangen war, stößt der andere Bauer seinen Kameraden an und sagt: „Du, daß ist ja der Erzherzog!“ — „Was du nicht sagst!“ verwunderte sich der Erste; „nu, da bin i aber froh, daß i nit grob gewesen bin!“

#### Ein Berliner Eckensteher.

Bevor noch die Eisenbahnen im Gang waren, langte einmal ein fremder Reisender mit der Post in Berlin, der Hauptstadt Preußens, an. Für eine Extrakutsche, die ihn und sein Gepäck in den Gasthof bringen sollte, forderte man ihm einen halben Thaler. Dieses Begehren schien dem Fremden übertrieben, und er wollte lieber zu Fuß gehen.

Mit einem eben anwesenden Eckensteher, oder Commissionär wie man hier sagt, kam er sofort überein, das Gepäck für zehn Groschen in den Gasthof zu bringen, und bezahlte zum Voraus. Kaum hatte der pfiffige Eckensteher das Geld empfangen, so ruft er eine Droschke oder Miethkutsche herbei, steigt mit Sack und Pack ein, reicht dem Kutscher vier Groschen hin und steckt die übrigen sechs schmunzelnd selbst ein, indem er dem unerfahrenen und höchlichst erstaunten Fremden neckend zuruft: „Na, ich fahr voraus an Ihren Gasthof; kommen Sie nur ganz unbesorgt und ruhig nach.“

#### So kommt man vorwärts!

Ein launiger Pariser, der große Eile hatte, setzte sich in den eben vorüberfahrenden Omnibus, um desto schneller zum Ziele zu gelangen. Unterwegs mußte der Wagen eine Zeit lang halten, weil einige andere Fuhrwerke die Straße versperrten.

„Ich bin sehr pressirt!“ ruft der Pariser dem Führer zu, „will drum unterdessen voranlaufen, und wenn Ihr mich eingeholt habt, sitz ich wieder ein.“ Und er steigt richtig aus und geht dem



Die Webersfamilie.

bald darauf nachfolgenden Omnibus voran, um schneller an Ort und Stelle zu sein.

### Der Stubenschlüssel.

Ein Bauersmann, der nicht zu den Gescheidtesten zählte und gar oft mit seinen Gedanken im Gerstenfeld herumschweifte, mußte wegen eines dringenden Geschäftes, aus dem Hause gehen, während seine Frau zu Markt in der Stadt war, und wohl vor ihm heimkehren konnte. Was nun machen? Unmöglich konnte doch das einsame Haus unverschlossen stehen bleiben, und wenn der Hans die Thür zuschließt und den Schlüssel mitnimmt, so ist seine Frau gar übel dran, wenn sie aus der Stadt kommt. Er sinn't und similit lange hin und her; plötzlich kommt ihm ein kluger Gedanken. Er nimmt ein Stüchken Kreide, geht an den Tisch mitten in der Stube und schreibt mit großen Buchstaben darauf: Der Stubenschlüssel hängt inwendig an der Thüre des Ruhstalls. Sodann schließt er die Stube sorgsam und vorsichtig zu, hängt richtig den Schlüssel in den Ruhstall und geht fort ohne die geringste Sorge, ob seine Frau früher oder später als er heimkehren werde.

### Traurige Rückkehr.

Auf dem Kirchhofe eines deutschen Städtchens bezeichnet eine hölzerne Tafel das Grab eines ehrbaren Mannes, der das Unglück hatte, beim Fällen einer mächtigen Eiche, von dem stürzenden Baum erschlagen zu werden. Die trauernden Hinterbliebenen ließen auf das Denkmal folgende Inschrift setzen:

Vergnügt und ohne Sorgen  
Sang er am frühen Morgen  
Auf seine Arbeit aus,  
Da traf ihn eine Eiche,  
Und ach, als tobte Leiche  
Kam Abends er betrübt nach Haus.

### Die Weber's familie.

(Mit einer Abbildung.)

Gar eigene und wunderbare Wege führt der ewige Vater im Himmel oftmals seine Kinder, und geht es nicht selten auch durch Noth und Trübsal hindurch, um Ergebung und Glauben

zu bewähren, so müssen die, welche sich so recht willig und kindlich leiten lassen, doch am Ende dankbar ausrufen: Der Herr hat Alles wohl-gemacht! Folgende, wahre Geschichte diene zum Beweise.

Am einem Herbstabende des Jahres 1848 trat, in einer gewerbreichen Stadt des preussischen Rheinlandes, Wilhelm Nusbach, ein armer, aber gottesfürchtiger und fleißiger Weber, in sein Stübchen ein, im Bodengeschoß, sogar etwas tiefer als die Straße, gelegen. Der Raum war sehr beschränkt, und das Stübchen sah ärmlich, aber doch reinlich und ordentlich aus. Nusbachs Frau und seine fünf Kinder hatten ihn offenbar mit Sehnsucht erwartet, denn als er eintrat, entstand eine freudige Bewegung; die zwei kleinsten unklammerten schmeichelnd seine Füße, die drei größeren jubelten: der Vater kommt! der Vater kommt! und die Mutter, vom Kartoffelschäl'n sich aufrichtend, streckte freundlich grüßend die Hand zum Willkomm ihm entgegen. Er aber legte den in der Fabrik verdienten Wochenlohn schweigend und ernst auf den Tisch, und ein nur halb unterdrückter Seufzer entquoll seiner gepreßten Brust, als er sich jetzt niedersezte, mit der einen Hand über das Gesicht fuhr, und mit der andern die zwei Kleinen sanft loszumachen suchte. Erschrocken blickte Frau Nusbach vom Geld auf dem Tische in ihres Mannes bleiches Angesicht.

„Um Gotteswillen, lieber Wilhelm, was fehlt dir!“ rief sie ängstlich; „du siehst ja so bekümmert und elend aus! Du wirst doch nicht...“

„Sei ruhig, liebe Frau,“ fiel ihr Nusbach ins Wort mit fester, aber wehmüthiger Stimme, „der alte Gott lebt noch, und wird uns nicht zu Gründe gehen lassen! Freilich hat mir Herr Münter heute den Abschied gegeben und noch einem ganzen Drittelheil seiner Arbeiter obzudrein. Das ist die Ursache meines Kummer's!“

„Barmherziger Gott und Heiland!“ jammerte die Mutter, „dir den Abschied gegeben! Also, keine Arbeit und daher auch kein Brod mehr! Das ist ja nicht möglich! Vor vierzehn Tagen erst hat dich Herr Münter seiner Zufriedenheit versichert und dich den anderen Arbeitern lobend als Muster vorgestellt. Ist dieß der Lohn für deine dreizehnjährigen treuen und redlichen Dienste? Ist dieß...?“

„Versündige dich nicht, Salome, und bleibe ruhig und gelassen!“ unterbrach der Weber seine eifernde Frau. „Ich begreiß's auch nicht; es ist ein dunkler Weg, den der liebe Gott uns führet.

Als die Namen der entlassenen Arbeiter abgelesen wurden, dachte ich: da kommt dein Name gewiß nicht vor, denn der Fabrikherr hat dich bisher fast allen Anderen vorgezogen. Da hör' ich plötzlich auch meinen Namen abrufen, und du kannst dir denken, wie's mir dabei zu Muthe geworden! Als ich mich in etwas wieder gefaßt hatte, stellte ich Herrn Münter in aller Bescheidenheit vor, wie lange Jahre schon ich ihm diene, und wie er immer auch mit meiner Arbeit zufrieden gewesen; ich bat ihn, mir doch wenigstens die Ursache zu nennen, warum er mich jetzt verabschiede; kurzum, ich sagte alles was mir eben in den Sinn kam, besonders, daß er doch andere Arbeiter beibehalte, die noch nicht so lange Zeit in der Fabrik sind als ich. Da schaute mich Herr Münter mit einem scharfen, sonderbaren Blicke an und gab mir ganz kalt die trostlose Antwort: „Es bleibt dabei; von heut an seid Ihr mein Arbeiter nicht mehr. Da nehmet Euern Lohn; mit uns Beiden ist's aus und wir haben nichts mehr mit einander gemein. Und dabei bleib't's!“ setzte er nochmals ganz trocken und streng hinzu.

Die Mutter brach in lautes Schluchzen und Weinen aus; die größeren Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, hatten sich an den Vater herangedrängt und suchten vergeblich ihre Thränen zu unterdrücken, und die Kleinsten weinten und schrien mit, ohne zu wissen, warum. Nur mit Mühe konnte der arme Vater ruhig und gefaßt bleiben, obgleich er, als frommer Christ, fest und zuversichtlich glaubte, daß alle unsere Haare auf unserm Haupte gezählt sind, und Nichts geschehe, ohne den Willen Gottes.

„Zammert doch nicht so, meine Lieben, als ob kein Gott im Himmel wäre!“ sagte tröstend der arbeitlose Mann; „haben wir nicht erst gestern im Morgensegen gelesen: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr Ihn darum bittet! Diese Worte waren mir gleich ganz besonders wichtig, und jetzt weiß ich warum!“ Und zu seinem Weibe sich wendend, setzte er noch hinzu: „Weißt du, liebe Frau, was jetzt das Nöthigste für uns ist? Beten, ernstlich beten wollen wir, daß Glaube, Liebe und Hoffnung immer reichlicher in unsere Herzen ausgegossen werden, und als wahre Gotteskinder dürfen wir dann auch alle unsere Sorgen auf den Vater im Himmel werfen, und all' unsre Noth wird uns gewiß zum Besten dienen.“

An die älteren Kinder richtete Nußbach ernsthafte Worte der Ermahnung; oft schon hatten sie untereinander lieblos gezankt und gestritten,

waren träge gewesen zum Gebet, gleichgültig gegen Gottes Wort. Dieß Alles, hoffte der Vater, werde nun besser werden, und die Herzen zu Dem sich hingezogen fühlen, der allein erretten kann aus aller Trübsal.

Dem düstern und traurigen Abend folgte ein gar heiterer und tröstlicher Sonntagmorgen, und der Gang zur Kirche gereichte dem armen Weber und den Seinen zur köstlichen Erquickung und Stärkung. Er machte sich am Montag zeitig auf den Weg, um bei den Kaufherren und Fabrikanten der Stadt um Arbeit anzufragen; doch seine Hoffnung wurde getäuscht, und ziemlich betrübt und niedergeschlagen kam er wieder heim. Die ganze Woche ging vorüber, ohne daß sich die geringste Aussicht gezeigt, obgleich Nußbach an allen Thüren angeklopft. Die Wirren und Unruhen und Empörungen des verhängnißvollen Jahres 1848 hatten störend und hemmend eingegriffen in Handel und Wandel, und fast alle Gewerbe stockten. Ringsum war die Noth groß und der Verdienst gering, und in der armen Webersfamilie ging das kärglich ersparte Geld zur Neige.

Eines Morgens stellte die Mutter den Suppennapf auf den Tisch, legte zwei Stückchen Brod dazu und sagte traurig: „Da sehet ihr dem Koch unter die Augen! Jetzt ist kein Heller Geld mehr im Hause, kein Brotsamen weiter in der Tischlade, kein Stäubchen Mehl mehr in der Küche. Wenn wir nichts übrig lassen, so frühstücken wir und essen zu Mittag und zu Abend auf Einmal!“

Daward es den drei älteren Kindern recht schwer ums Herz, und eines um das andere sagte: „Ich hab' keinen großen Hunger; ich will lieber gar nichts essen; der Fritzhen und das Christinchen können mein Theil haben; ich geb's ihnen gern.“ Und dabei winkten sie einander mit den Augen, als ließe sich gegen den Hunger etwas ausmachen. Doch griffen sie nicht nach ihren Schulbüchern, sondern blieben am Tische stehen. Ganz gelassen und zuversichtlich sagte der fromme Vater: „So viel wir bedürfen, wollen wir im Glauben essen, und nicht im Unglauben hungern. Die Barmherzigkeit des Herrn hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und Seine Treue ist groß.“

Nun wurde zuerst andächtig gebetet, dann gegessen und zum Schluß noch ein kurzes Dankgebet gesprochen. Alle waren satt. Der Vater griff nach seinem Hute, gab Weib und Kindern die Hand und sagte getrost: „Ein Fabrikherr hat mich auf diesen Morgen bestellt: wer weiß, ob

ich euch nicht gute Nachricht mitbringe!“ Mit diesem trostvollen Gedanken ging er fort, die drei ältesten Kinder zogen wohlgemuth der Schule zu, und die Mutter flehete innerlich zu Gott, der den jungen Raben ihre Speise gibt, öffnete dann das Fenster und blickte dem scheidenden Gatten und den Kindern nach, des Herrn Segen ihnen wünschend. Ganz in Gedanken vertieft, ließ sie das Fenster offen stehen, ging nebenan in die Kammer, um die ärmlichen Betten in Ordnung zu bringen, während die beiden Kleinen in der Wohnstube blieben. Plötzlich hörte sie draußen etwas zu Boden fallen, die Kinder aufschreien, und eilte hinaus, in der Meinung eines oder das andere habe sich wehe gethan. Die sitzen jedoch beide ganz ruhig am Tische vor ihren Tellern, die sie noch sauberer machen wollen als sie schon sind. Am Boden aber liegt eine große, todt Dohle oder Krappe, und zum Fenster herein schaut ein Bube aus der Nachbarschaft, bekannt und verrufen wegen seiner böshafsten Streiche. Als er Frau Nußbach erblickte, rief er hohnlachend: „Da, ihr Mucker und Frömmler, hab' ich euch etwas zum Weissen hineingeworfen!“ und sprang hohnlachend fort.

Hatte die arme Weberin kaum erfahren dürfen, wie unter ihrem stillen Herzengebet die Sorgen und der Kummer zum Schweigen gekommen, und Ruhe, Geduld und Ergebung in Gottes Willen eben in ihr aufkeimten, so traf des bösen Buben schnöder Spott ihr Gemüth jetzt so empfindlich, daß bittere Thränen mit Nacht hervorbrachen, und noch nicht gestillt waren als ihr Mann wieder heimkehrte. Verstimmt und kleinlaut trat auch er ein, denn abermals hatte er einen Fehlgang gemacht.

„Da sieh, Wilhelm,“ klagte Salome, „mit unsrer Noth sind wir zum Gespötte gottloser Buben geworden! Das drückt mir schier das Herz ab!“

Der Weber hob den todtten Vogel vom Boden auf, und zögernd und ängstlich trippelten die Kinder zu ihm heran, aus Furcht, das schwarze Gehtier möge sie noch beißen. Er wollte das schmäbliche Geschenk der Böseheit wieder zum Fenster hinauswerfen, damit seine Frau sich nicht mehr daran ärgere und kränke. „Das arme Thier,“ sagte Nußbach mehmüthig, „hat vielleicht nicht Futter genug gefunden und ist elendiglich verhungert!“ Er betrachtete und betastete die Dohle nun genauer, und setzte hinzu: „Doch nein, ich irre mich! Der Kropf ist ja ganz hart vollgestopft; muß doch sehen, was da drinnen steckt.“ Hastig zieht er sein Taschen-

messer heraus, schneidet dem Vogel den Hals auf, und etwas Goldiges blinkt ihm plötzlich entgegen. In höchster Verwunderung schauen die Weberleute hin auf das glänzende Kettschen; schnell eilt die Frau hinaus in die Küche, holt einen Topf voll Wasser und bald prangt der gereinigte, kostbare Fund vor ihren erstaunten Blicken. Es ist eine schwere Goldkette, mit funkelnden Edelsteinen besetzt!

„Gott sei gelobt, ruft der arme Weber endlich aus, „daß der diebische Vogel just zu unserm Fenster hereingeworfen wurde! Wo der diesen werthvollen Schmuck gestohlen hat, da wird wohl großes Herzeleid sein, und doch haben jene Leute gewiß Brod in Hülle und Fülle. Vielleicht verschafft uns dieser Fund auch Nahrung für etliche Tage. Großer Gott, wie unerforschlich sind deine Wege! Jetzt aber, fort!“

Er nimmt Vogel und Kette, stürzt hastig hinaus und eilt zum ersten, besten Goldschmied, um zu erfahren, wer der Eigenthümer sein könnte.

„Guter Freund,“ sagt der Goldschmied, nachdem er Kette und Edelstein geprüft, „das kann euch große Ehre und reichlichen Dank verschaffen. Dieser Schmuck gehört Herrn Münters, des Fabrikanten, Tochter; ich selber habe die Kette gemacht; da, sehet hier mein Zeichen. Vor etwa vierzehn Tagen kam Herr Münter zu mir, erzählte, daß seiner Tochter Halskette plötzlich abhanden gekommen, vermuthlich gestohlen worden, und bat mich, sobald ich etwas davon erführe, ihn gleich zu benachrichtigen. Traget sie daher augenblicklich selbst hin, damit Münters aus den Sorgen kommen.“

Wer machte jemals einen freudigeren Gang als unser armer Weber zu seinem ehemaligen Fabrikherrn? Und viel lieber noch ging er auf diese Weise zu ihm, weil er nun, nach der neuen Zurücksetzung und Kränkung, ihm einen großen Gefallen erweisen konnte. Vergeltet nicht Böses mit Bösem!

Fräulein Münter stieß einen Freudenschrei aus, als der arme, abgedankte Weber den vermisten Halschmuck ihr überreichte; sogleich wurde der Vater herbeigerufen und der ehrliche Finder mußte umständlich erzählen, wie die Sache zugegangen.

„Du armes Mohrchen,“ klagte Fräulein Münter, indem sie ihren todtten Lieblingsvogel betrachtete, „hast immer Dieb! Dieb! gerufen, und bist nun selber zum Dieb geworden; hast aber weniger Glück gehabt als deine Diebskameraden, die gewöhnlich das Leben nicht verlie-

ren über ihrem Stehlen.“ — Aber schweigend, ernst und nachdenklich stand der strenge Fabrikherr da; seine Blicke ruhten bald auf dem schwarzgefederten Dieb und dem glänzenden Geschmeide, bald auf dem schlichten, redlichen Weber, der ihm treuherzig ins Antlitz schaute. Endlich reichte er diesem die Hand, und eine Thräne glänzte in seinem Auge.

„Vergebt mir, lieber Wilhelm,“ sagte Herr Münter weich und wehmüthig, „denn ich hab' Euch großes Unrecht gethan. Auf Euch hatte ich den bösen Verdacht geworfen, daß Ihr die Kette gestohlen, denn Ihr waret der einzige Arbeiter den man, an selbem Tag da der Schmuck abhanden gekommen, am Zimmer meiner Tochter hatte vorübergehen sehen. Von heute an seid Ihr wieder mein treuer, fleißiger Weber, und zwar auf Lebzeiten und mit doppeltem Lohn! Gebet

mit Gott, und bringet Weib und Kindern die frohe Kunde!“

In tiefster Seele gerührt, konnte der glückliche Weber kaum die rechten Worte finden, seinen Dank auszusprechen, der aus vollem Herzen quoll, aber er vergaß auch nicht den Dank gegen Gott, den albarminherzigen Vater, der wunderbar leitet und führet, und der durch einen todten, böshaft in seine Stube geworfenen Vogel, Allen das tägliche Brod verschafft hat, und dem Mißkannten wieder seinen ehrlichen Namen.

**Auflösung der Räthsel.**

‘eqmz ‘eqmz ‘IA — ‘ammuz ‘ammuz ‘ammuz  
‘ammuz ‘A — ‘uzog ‘uzog ‘uzog ‘AI — ‘ub  
‘uzog ‘III — ‘uzog ‘uzog ‘uzog ‘AI — ‘ub

**Tafel zur Stellung der Uhren im Jahr 1866.**

(Zeigt die Sonnenuhr Mittag an, so müssen die mechanischen Uhren um so viel Minuten vor oder nach gerichtet werden als diese Tabelle hier angibt).

Datum	Januar.	Februar.	März.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.	Sept.	Oktober.	Nov.	Dezemb.
	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.	et. m.
1	12 4	12 14	12 13	12 4	11 57	11 57	12 3	12 6	12 0	11 50	11 44	11 49
6	12 6	12 14	12 12	12 3	11 56	11 58	12 4	12 6	11 58	11 48	11 44	11 51
11	12 8	12 15	12 10	12 1	11 56	11 59	12 5	12 5	11 57	11 47	11 44	11 53
16	12 10	12 14	12 9	12 0	11 56	12 0	12 6	12 4	11 55	11 46	11 45	11 56
21	12 12	12 14	12 7	11 59	11 56	12 1	12 6	12 3	11 53	11 45	11 46	11 58
26	12 13	12 13	12 6	11 58	11 57	12 2	12 6	12 2	11 51	11 44	11 47	12 1
31	12 14	—	12 4	—	11 57	—	12 6	12 0	—	11 44	—	12 3

**Stammtafel der kaiserlichen Familie in Frankreich und Alter anderer Regenten.**

Napoleon III (Ludwig Napoleon Bonaparte), geboren in Paris, den 20. April 1808, Kaiser der Franzosen, vermählt den 29. Januar 1853, mit	Viktoria I, Königin von Großbritannien. . . . . 46
Eugenie von Montijo, Gräfin von Tcheba, geboren 1826, Kaiserin der Franzosen. Aus dieser Ehe:	Alexander II, Kaiser von Rußland . . . . . 47
Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, geboren zu Paris den 16. März 1856.	Franz Joseph I (Karl), Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen . . . . . 35
Prinz Napoleon, geboren 1822, vermählt den 30. Januar 1859, mit	Wilhelm I, König von Preußen . . . . . 69
Clotilde, Prinzessin von Sardinien, geboren 1843.	Abdul Aziz, türkischer Kaiser . . . . . 36
Aus dieser Ehe:	Isabelle II, Königin von Spanien . . . . . 35
Napoleon Victor Jerome Friedrich, geboren zu Paris den 18. Juli 1862.	Don Ludwig I, König von Portugal. . . . . 28
Napoleon Ludwig Joseph Jerome, geboren zu Paris den 17. Juli 1864.	Viktor Emmanuel II, König von Italien. . . . . 44
Prinzessin Mathilde, geb. 1820.	Karl XV, König von Schweden . . . . . 40
	Georg V, König von Hannover . . . . . 46
	Christian IX, König von Dänemark . . . . . 47
	Wilhelm III, König von Holland . . . . . 58
	Leopold I, König der Belgier . . . . . 75
	Georg I, König von Griechenland . . . . . 20
	Ludwig II, König von Bayern . . . . . 20
	Johann, König von Sachsen. . . . . 61
	Karl I, König von Württemberg . . . . . 42
	Pius IX, Pabst . . . . . 73
	Friedrich, Großherzog von Baden . . . . . 39
	Ludwig, Großherzog von Hessen . . . . . 60
	Adolph, Herzog von Nassau . . . . . 48